Nr. 33 — Leipzig, den 17. August — 1890

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Vierter Jahrgang

Haltegebühr:
Vierteljährlich 2 Mark

(Post-Zeitungsliste Nr. 1324)

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Wie oft? — Lesefrüchte aus Ambrosius 1 — Zum Verständnis Zinzendorfs. Ein Wort der Abwehr gegen die Artikel „Zinzendorf und seine Nachwirkung in der Gegenwart“: 3. Gemeindebildung und Gemeinbildung — Volksschule und Kirche. Auch eine soziale Frage: 2. Die berechtigten Ziele und Ansprüche der Diesterwegschen Schule (Zweite Hälfte) — Herr von Wißmann und die evangelische Mission: 1. Unsere vergeblichen Bemühungen; 2. In Sachen der deutschostafrikanischen Missionsgesellschaft — Etwas vom jüngsten Deutschland — Aus Italien: Die deutsche evangelische Gemeinde in Neapel; Zur Geschichte der Päpste; Ein Konflikt; Ein katholischer Missionar; St. Antonio; Die Madonna in Pompeji — Verschiedenes: Der neueste Lutherfund in der Zwickauer Ratsschulbibliothek; Vilmar ein halber Konvertit?; Die Friedenskongresse; Beschränkung der Predigtfreiheit in Baden; Ueber das Ulmer Münsterfest — Anzeigen

Wie oft?

Matth. 18, 21. 22

Herr, wie oft muß ich meinem Bruder, der an mir sündiget, vergeben? So fragt Petrus. Daß er vergeben muß, daran zweifelt er nicht. Das zu lernen, ist er lange genug in Jesu Schule gewesen. Er fragt nach dem „Wie oft“ des Vergebens.

Die Schriftgelehrten jener Zeit hielten dreimal für das Aeußerste. Mehr erschien ihnen als zuviel. Petrus überbietet sie. In stolzem Bewußtsein überlegner Frömmigkeit fragt er: Ist es genug siebenmal? Er nennt die heilige Zahl. Er hofft mit ihrer Anführung, durch den Entschluß so oft wiederholten Vergebens bei seinem Meister lobende Anerkennung zu ernten. Aber er steht noch ganz auf derselben Stufe wie die Schriftgelehrten. Indem er sich über sie erheben will, indem er sie verurteilt, verurteilt er sich selbst.

Wie sie hält er Vergeben für ein äußerliches Werk. Er berechnet es. Er führt über jeden Menschen in seinem Gedächtnis ein Konto. Mit peinlichster Gewissenhaftigkeit führt ers. Er schreibt auf, wie oft er von jedem beleidigt worden ist. Zu jedem Posten fügt er ein Kreuz. Das Kreuz besagt: ich habs ihm vergeben. Bei jeder neuen Kränkung, die er erfährt, zählt er die Kreuze durch. Endlich sinds sieben. Nun ists genug. Das Maß seiner vergebenden Liebe ist ausgeschöpft. Für die folgende Beleidigung giebts keine Vergebung mehr. Nun glaubt er berechtigt, ja verpflichtet zu sein zu dem alten Grundsatz: Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Das ist Petrus, der schon so lange dem Herrn nachgefolgt ist, so oft mit eignen Augen gesehen, mit eignen Ohren gehört hat, wie der Meister im Vergeben unerschöpflich war, der mehr als die meisten von den Jüngern an Christus sich angeschlossen, mehr als mancher andre in der Erkenntnis Gottes gewachsen ist. Trotzdem ist der alte Mensch in ihm noch nicht überwunden. Noch immer hält er die Sittlichkeit für äußerliches Stückwerk. Noch immer sucht er eines Menschen Güte in dessen Thaten, nicht in der Gesinnung. Er handelt nach alter Gewohnheit.

Man spricht von der Macht der Gewohnheit. Man spricht auch von Großmächten. Zu den politischen hat man die Presse, die öffentliche Meinung hinzugefügt. Aber die gewaltigste, die lästigste von allen ist die Gewohnheit. Das gilt im großen wie im kleinen. Das gilt auch auf religiös-sittlichem Gebiet. Der alte Adam Luthers ist nichts andres als der in seinen Sünden durch Gewohnheit fest gewordne Mensch. Er muß tagtäglich ersäuft werden. Tagtäglich muß gegen die sündige Gewohnheit angekämpft werden. Wie schwer der Kampf ist, wissen wir selbst. Das beweist auch Petrus mit seiner Frage. Er hält fest an der gewohnten Praxis des Vergebens. Er will auch jetzt noch rechnen, wie er früher pflegte.

Jesus denkt anders. Er spricht zu ihm: Ich sage dir, nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal. Er setzt damit an Stelle der sieben nicht wiederum eine höhere Zahl, wie Petrus an Stelle der drei. Siebenzigmal siebenmal heißt ohne Aufhören. Du darfst bei deinem Vergeben das „Wie oft“ nicht rechnen. Laß ab von solcher Gewohnheit. Bei berechnendem Vergeben ist mehr Berechnen als Vergeben. Vergeben ist kein zählbares Werk. Vergeben ist Gesinnung. Aber Gesinnungen lassen sich nicht berechnen, nicht messen.

Wie stehts bei dir? Weißt du etwas von solchem Vergeben bis ins Unendliche? Oder hälst du wie einst Petrus an alter Gewohnheit fest? Denk an die fünfte Bitte. Sie bindet Gottes und unser Vergeben aneinander. Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden. Thut ers dennoch, so thut ers sich zum Gericht.

V W

Lesefrüchte aus Ambrosius

1

Hilarius und Theophylaktus sind gut. Ambrosius auch, der gehet zuweilen fein auf der Sünden Vergebung, welchs der höchste Artikel ist. — Ambrosius ist ein frommer, gottfürchtiger und geherzter Mann gewest; er hat einen feinen, freudigen und beständigen Mut gehabt.

So hat Luther in seinen Tischreden den großen Bischof von Mailand charakterisirt. Melanchthon hat sich in der Augsburgischen Konfession und in der Apologie nicht selten auf ihn berufen, und zwar gerade an solchen Stellen, wo die übrigen Väter nichts oder nichts Brauchbares gesagt hatten.

Ambrosius ist den Reformatoren neben Augustin der Hauptzeuge unter den Kirchenvätern für die Vergebung der Sünden aus Gnaden und die Rechtfertigung aus dem Glauben. Im sechsten Artikel der Augsburgischen Konfession („Vom neuen Gehorsam“) hat Melanchthon das Wort des Ambrosius zitirt:

Also ist beschlossen bei Gott, daß, wer an Christum glaubt, selig sei, und nicht durch Werk, sondern allein durch den Glauben ohn Verdienst Vergebung der Sünden habe.*)

Dieses Wort stellt es freilich noch nicht sicher, daß Ambrosius das, was er sagt, wirklich verstanden hat; denn es sind Sätze des Paulus, die hier zusammengestellt sind. Allein es finden sich Ausführungen bei ihm, die deutlich zeigen, daß sich der große Lehrer den Glauben des Paulus innerlich angeeignet hat. Das wertvollste Zeugnis steht in der Schrift „Ueber Jakob und das selige Leben“ (I, 6, 21):

Das kommt mir zu gut, daß die Rechtfertigung nicht geschieht aus Werken des Gesetzes. Nichts besitze ich, um mich meiner Werke rühmen zu können; nichts habe ich, worauf ich stolz sein könnte: und

---

*) Hoc constitutum est a deo, ut qui credit in Christum, salvus sit, sine opere, sola fide, gratis accipiens remissionem peccatorum.

deshalb will ich mich in Christo rühmen. Nicht will ich rühmen, daß ich gerecht bin, sondern rühmen will ich, daß ich erlöst bin. Rühmen will ich, nicht daß ich frei von Sünden bin, sondern daß mir die Sünden vergeben sind. Nicht rühmen will ich mich eines Fortschrittes oder weil irgend jemand mir zu Fortschritten verholfen hat, sondern weil Christus mein Fürsprecher bei dem Vater ist, weil für mich Christi Blut vergossen ist.

Mehr als elfhundert Jahre vor der Reformation hat ein katholischer Bischof so geschrieben. Je genauer man die Worte erwägt, um so deutlicher und reiner tritt das evangelische Bekenntnis in ihnen hervor. Man kann es gar nicht korrekter zum Ausdruck bringen, als Ambrosius hier gethan hat; ja man darf noch mehr sagen: die Worte enthalten einen formellen Protest wider die Tridentinische Rechtfertigungslehre, wie er schärfer gar nicht gedacht werden kann. Die drei großen Antithesen, in denen Ambrosius das „Rühmen in Christo" ausgesprochen hat, sind die Antithesen der Reformation nicht nur wider die Pelagianische Selbstgerechtigkeit, sondern auch wider die Augustinische Gnadenlehre.

„Ich will nicht rühmen, daß ich gerecht bin, sondern rühmen will ich, daß ich erlöst bin." Die Gerechtigkeit, die Gott giebt, bleibt immer Gottes Gerechtigkeit: sie wird nie so mein Eigentum, daß sie die meinige wird; aber die Erlösung ist meine Erlösung. Darum will sich Ambrosius nicht der Gerechtigkeit rühmen, sondern der Erlösung. Das ist im Sinne des Apostels Paulus und Luthers, aber wider Augustin und das Tridentinum, welche eine „anhaftende Gerechtigkeit" kennen, die zwar aus der Erlösung erwächst, aber diese überbietet. Ambrosius weiß, daß „sich in Christo Rühmen" nie etwas andres heißen kann, als sich der Erlösung rühmen.

„Rühmen will ich, nicht daß ich frei von Sünden bin, sondern daß mir die Sünden vergeben sind." Das ist die notwendige Ergänzung zu dem vorhergehenden Satze. Wie Ambrosius nicht auf seine Gerechtigkeit blicken will, so auch nicht auf seine Sünde oder Sündlosigkeit. Er weiß, daß das, was uns von Gott trennt, die Schuld ist. Die Schuld ist der Tod, und die Vergebung ist das Leben. Daneben giebt es nichts, was ein unseliges Herz zu beschweren oder ein seliges Herz zu stärken vermag. Das ist im Sinne Luthers; aber es ist wider allen Katholizismus gerichtet, der letztlich nicht nach Schuld und Vergebung fragt, sondern die Frage der Religion durch die Frage der Moral verwirrt. Ambrosius weiß, daß „sich in Christo Rühmen" nichts andres heißen kann, als sich der Vergebung rühmen.

„Nicht rühmen will ich mich eines Fortschritts, oder weil irgend jemand mir zu Fortschritten verholfen hat, sondern weil Christus mein Fürsprecher bei dem Vater ist, weil für mich Christi Blut vergossen ist." Wie wunderbar ist doch dieses dritte Bekenntnis! So wunderbar, daß man an eine Fälschung glauben könnte: ein protestantischer Christ habe das Tridentinum unter dem Schutze des Namens des großen Kirchenvaters widerlegen wollen und deshalb jene Worte in seine Schrift interpolirt! Aber davon kann keine Rede sein. Sie stehen dort seit sechzehnhundert Jahren. Damals also ist schon gegen das „Incrementum" der Gnade, das über die Rechtfertigung hinausführen soll, geschrieben worden. Wohl giebt es Fortschritte im christlichen Leben; aber die Gnade bleibt immer dieselbe, und alles Fortschreiten ist ein Wachstum in der Kindschaft. Das Auge des Glaubens ruht nicht auf den eignen Fortschritten, noch vermag es Heilige zu sehen, sondern es hält den Blick fest auf Christus, den Erlöser und den einzigen Fürsprecher. Auch der geförderte Christ rühmt sich nicht seiner Heiligung, sondern des Herrn. Das ist das Bekenntnis des Paulus und Luthers; aber es läuft stracks wider den Katholizismus, der da lehrt, daß der geförderte Christ, umgeben von Heiligen und beflügelt durch gute Werke, über die Erlösung und Vergebung hinwegschreitet zur Höhe der Verdienste. Ambrosius weiß, daß „sich in Christo Rühmen" bis zum Ende nichts andres heißen kann, als sich des Kreuzes Christi rühmen.

Derselbe Mann, der in solch evangelischer Weise seiner Gemeinde gepredigt, hat bei andern Gelegenheiten das Gegen-

teil von dem gesagt, was er hier bezeugt hat. Das ist ein Problem, das unlösbar wäre, wenn der Ausdruck des Glaubens lediglich eine Schulweisheit wäre, die jeden Widerspruch sofort bemerkt und korrigirt. Ambrosius stand in einer Fülle von weltlichen und kirchlichen Beziehungen und war zu seiner Zeit der vornehmste abendländische Bischof. Er war nicht nur der Christ Ambrosius, sondern der Kirchenfürst, der Hofprediger, der Minister, der Seelsorger, der Polemiker — und dies am Ende des vierten Jahrhunderts, als die alte Welt, deren Kind er war, zu Grabe ging. Wie sollte sich das alles nicht auch in dem Ausdruck seines christlichen Glaubens widerspiegeln? Wiederum in den Tischreden sagt Luther von ihm:

> Ambrosius ist schier ein politischer und wohlgeübter und versuchter Mann in Welthändeln gewest, darnach ist er gezwungen zum Bischof von Mailand erwählet und viel vom Kaiser gebraucht worden, hat sich der weltlichen Händel nicht können entschlahen; wie auch itzt geschieht. Denn wir müssen mehr dem Tisch und Konsistorio mit Ehehändeln, denn Gottes Wort und dem Gebote dienen. Also ists Ambrosio auch gangen, hat wohl und rechtschaffen rein geschrieben, ist ernster in seinem Schreiben, denn Augustinus, der ist etwas freundlicher und sänftmütiger, wie M. Hausmann; Ambrosius aber ist wie D. Pommer.

Im sechzehnten Jahrhundert haben unsre Väter „Kataloge von Zeugen der Wahrheit" angelegt, umfangreiche Zusammenstellungen von Aussprüchen der Kirchenväter und mittelalterlichen Theologen, die beweisen sollten, daß die evangelische Erkenntnis der Kirche zu keiner Zeit gefehlt hat. Wir denken jetzt bescheidner über die Bedeutung solcher Zeugen und können auch jene alten Zusammenstellungen nur mit geringem Nutzen verwerten. Allein die Aufgabe war doch nicht falsch gestellt. Die neuere evangelische Theologie hat gezeigt, was uns von den Kirchenvätern und den mittelalterlichen Theologen trennt. Sie hat auch die Pflicht, nachzuweisen, was uns mit ihnen verbindet.

A H

Zum Verständnis Zinzendorfs

Ein Wort der Abwehr gegen die Artikel „Zinzendorf und seine Nachwirkung in der Gegenwart"*)

3. Gemeindebildung und Gemeinbildung

Es war nicht die Absicht Zinzendorfs, daß die gemeindebildende Thätigkeit, die er in Herrnhut geübt hatte, auf diesen Ort beschränkt werden sollte; sondern seiner Ueberzeugung nach hätte jede lutherische Gemeinde, wenn auch mit andern Mitteln, einen derartigen Ausbau ihres innern und äußern Lebens vollziehen können.

Er persönlich hat allerdings auf den Gedanken einer derartigen Reform der Kirche im großen Stil verzichtet. Er steht mit diesem Verhalten dem öffentlichen Leben gegenüber nicht allein da. Auch andre hervorragende Männer, wie Leibniz und Thomasius, haben den pruritus reformandi**) in sich unterdrückt und sich auf eine rein ideale Existenz zurückgezogen. Das hat Zinzendorf nicht gethan. Er hat fortgearbeitet, wie wenige in seiner Zeit, und nachdem er 1736 sein Vaterland hatte verlassen müssen, den Gedanken der christlichen Gemeinschaft in alle Welt hinausgetragen und besonders in Deutschland für ihn gearbeitet.

Wir kommen hier auf die „andre Linie" der Entwicklung (s. Nr. 20, Sp. 463) zu sprechen.

Der Graf hat nie daran gedacht, seine persönliche Arbeitskraft und die seiner Genossen dem öffentlichen Leben zu entziehen. Wie er unter dem Volke gearbeitet hat, zeigt sein „Passagier" von 1739 (s. Nr. 31, Sp. 723), und wenn er die Freundschaft der praktischen Philosophen suchte, beweist er eben damit, daß auch er Kultur und Christentum nicht aus einander reißen will. Hätte er das gewollt, so wäre seine Missionsgründung nicht zum Mutterboden für die Ausbildung tüchtiger bürgerlicher Berufsverhältnisse geworden. Der „Handelsgeist" war zur Erreichung dieses Zweckes nicht notwendig.

Zu einem durchgreifenden Erfolge ist seine Arbeit nicht gelangt. Das, was man unter „Gemeindebildung" versteht, ist

---

*) Es folgt ein kurzer, die Verhandlung für unser Blatt abschließender Artikel aus dritter Feder. D H

**) Den Kitzel, Reiz, zu reformiren. D H

trotz den von ihm gegebenen Anregungen im achtzehnten Jahrhundert nicht zu stande gekommen.

Das deutsche Reich war damals in etwa dreihundert souveräne Territorien zersplittert. Unter der Herrschaft der Leibeigenschaft existirte der Bauernstand politisch noch nicht. Die Mittelklassen kamen erst im Staate Friedrichs des Großen allmählich zur Geltung. Trotzdem wäre ein Erfolg doch möglich gewesen, wenn nicht Theologen und Juristen fast ausnahmslos jeder Verselbständigung der Gemeinden entgegengetreten wären.

Carpzov faßt sein Urteil über kirchliche Dinge dahin zusammen: „Die Obrigkeit prüft und vollstreckt, das Volk pflichtet bei," und Pfaff erklärt ganz offen, das allgemeine Priestertum sei verloren gegangen; die Gemeinden hätten ihre Befugnisse den Geistlichen zu überlassen. Die Klage Speners, daß die beiden obern Stände (Geistlichkeit und Beamtenstand) alles an sich gerissen und dem dritten Stande (den Gemeinden) die Ausübung seiner Rechte an den meisten Orten entzogen hätten, ist nicht beachtet worden. Zinzendorf aber ist auch in diesem Punkte Spenerianer.*)

Er ist auf Grund seines Verständnisses der Zeitlage davon überzeugt, daß die gegenwärtige Verfassung der Kirche nicht geändert werden wird, daß das vielmehr erst von einer fernen Zukunft erwartet werden kann. Darum fühlt er sich nicht zum Reformator der Kirche in ihrer Gesamtheit berufen. So lange der Herr der Kirche „die Verfassung stehen läßt, wie sie ist," gilt der Grundsatz:

Ein einzelner Knecht des Herrn kann sie nicht ändern, und er ist weder befehligt noch berechtigt, dergleichen zu unternehmen (Jeremias, S. 63).

Aber inzwischen, meint er, soll Abhilfe geschafft werden durch gemeinschaftbildende Thätigkeit im gegebnen Fall:

Bis in der öffentlichen Religion, das Gott gebe! die alten Aeltesten, Helfer, Ermahner, Aufseher, Diener nach dem Sinn des Geistes, das ist nicht dem Namen, sondern der Sache nach (sonst würde ein neuer Fleck aufs alte Tuch gesetzt) wieder aufkommen (wozu noch Zeit erfordert werden dürfte), sollen inzwischen ohne Form, oder doch mit der bestmöglichsten Verhütung dergleichen Scheins, so bald Seelen sind, die es nötig haben, die Pflichten dieser Aemter unter denenselben beobachtet und die Erweckten zu täglichem Wachstum in der Gnade vor allen Spaltungen, heimlichen Verführungen, Befleckungen, Abweichungen und dergleichen verwahret, und was die öffentlichen Lehrer durch das Predigen erzeuget, durch die guten nachgesetzten Privatlehrer und Lehrerinnen nach Pauli und der Libb. Symboll. Sinn erzogen werden" (Theol. Bedenken, S. 115).

Aber auch der Pfarrer soll sich wieder als Seelsorger und Helfer in die Mitte der Gemeinde stellen, und diese soll sich bereitwillig um ihn sammeln, sodaß sie ihm ihre Kräfte zur Verfügung stellt:

Denn daß der Pfarrer gleichsam der Pfeiler sein soll, der zwischen den Gliedern steht, daß sich alles an ihn lehnt und hinter ihm bleibt und das andre kaum sehen, weniger anrühren kann, das ist ein ganz neues ungegründetes und durch einen betrügerischen Lichtsengel in die Kirche geworfenes problema (Jerem., S. 224).

Es steht vielmehr so:

Jeder Pfarrer und Superintendent [der es dahin bringt], daß Jesus von allen Gliedern vor das Haupt und sein Geist vor den Vormund der Gemeine erkannt und zwischen allen Gliedern die allernaturellste Gleichheit erhalten wird, der hat das Gemeinuniversal gefunden (a. a. O. S. 252).

D. h. das entscheidende Hilfsmittel, um wirklich Gemeinschaftsleben wach zu rufen. In diesem Sinne soll der Pfarrer „seine Leute zu einer Gemeine machen" (a. a. O. S. 20). Das sind Gedanken, die man wohl jetzt als wertvoll erkennt; damals sind sie in der lutherischen Kirche nicht beachtet worden!

*) Ich muß mich hier gegen ein mißverstandenes Zitat aus meinen geschichtlichen Studien über Zinzendorf, Seite 213, verwahren. Nr. 20, Sp. 460 heißt es: „Becker hat durch Zusammenstellung von Aussprüchen Zinzendorfs festzustellen gesucht, was dieser selbst unter Pietismus verstanden hat. Er gelangt zu dem Ergebnis: der Pietismus bedeutet im Grunde nichts andres als den Versuch, vorreformatorische Standpunkte in die Reformationskirche hineinzudrängen" u. s. w. Damit ist, wie man aus den von mir gegebenen Ausführungen ersehen kann, lediglich der unkirchliche Pietismus gemeint, der sich in den Kreisen der Mystiker, Dippelianer, Separatisten u. s. w. angesiedelt hat, nicht aber die Arbeit Speners, Frankes und ihrer Gesinnungsgenossen, die Zinzendorf vielmehr außerordentlich hochstellt. Auf diese Männer wünschte er das übelklingende Wort „Pietismus" überhaupt nicht angewendet zu sehen, so wenig wie auf sich selbst.

Infolge der Arbeit Zinzendorfs ist es daher zu einer eingehenden Reform des Gemeindelebens nicht gekommen, ja nicht einmal der von ihm gewünschte Ersatz einer vorläufigen gemeinschaftbildenden Thätigkeit ist eingetreten.

So ist es gekommen, daß an Stelle einer Gemeindebildung die von Zinzendorf veranlaßte brüderische Gemeinbildung trat. Teils entstanden „Sozietäten," Diasporavereine innerhalb der Landeskirche, teils neue Gemeinen, „Ortsgemeinen," die zu einem selbständigen Kirchentum sich zusammenschlossen. In ihnen haben sich solche gesammelt, die persönlich die Anlehnung an die Autorität einer Gemeine suchten. „Zufällige Schöpfungen" (Nr. 20, Sp. 465) sind diese Gemeinen jedenfalls nicht; man hat in ihnen vielmehr den historischen Niederschlag der pietistischen Bewegung zu sehen, die sich allmählich im Zeitalter des Rationalismus verläuft, ohne dem dritten Stande zu seinem kirchlichen Rechte verholfen zu haben. In den Zinzendorfischen Gemeinden hat er dieses Recht erhalten und ausgeübt. Wer diese als klösterliche Gemeinschaften im eigentlichen Sinne des Wortes betrachtet, versteht ihre historische Herkunft nicht.

Die „Gemeinen" stehen nach Zinzendorfs Auffassung im Gegensatz zu den Klöstern, „wo man mit sich selbst vergnügt ist." Von jenen gilt: „Die Welt steht auch in ihrer Litanei" (Jerem. 266). In der Kirchenlitanei, die Zinzendorf um 1744 der Brüdergemeine gab, findet sich sogar eine auf den Islam bezügliche Fürbitte:

Ach daß auch Ismael leben sollte vor Dir!

Ja, wird man sagen, das ist eben jene vornehme Frömmigkeit, die nach dem Außerordentlichen strebt und das Nächstliegende verachtet. Doch man lese nur weiter!

Mit Deinem Fleiß bei der Arbeit segne uns, lieber Herre Gott.
Lehre uns der Stätten Bestes suchen, wo Du uns hast.
Laß diese Erde ein Feld sein, das der Herr segnet.
Segne den Arbeitsschweiß und die Handwerkstreue.

Nun wird es wohl klar, woher Spangenbergs Auffassung der Bedeutung der Reformation für den bürgerlichen Beruf (s. Nr. 31, Sp. 722) stammt. Ob sich in gleichzeitigen lutherischen Lehrbüchern auch eine ähnliche finden mag? Zinzendorf hat Luther jedenfalls in diesem Punkte sehr gut verstanden; er ist „an der praktischen Neuordnung der christlichen Lebensführung durch den Reformator" nicht vorübergegangen, „als wäre sie für ihn nicht vorhanden" (Nr. 15, Sp. 340). Wenn er für seine Gemeinbildung überhaupt eine Autorität anführen kann, so ist es diejenige Luthers selbst, der mehrfach, und namentlich in der „Deutschen Meß" den Wunsch ausgesprochen hat, besondre Gemeinen zu bilden.

Diejenigen, so mit Ernst Christen wollten sein und das Evangelium mit Mund und Hand bekennen, müßten mit Namen sich einzeichnen und etwa in einem Hause allein sich versammeln zum Gebet, zu lehren, zu täufen, das Sakrament zu empfangen und andre christliche Werke zu üben. In dieser Ordnung könnte man die, so sich nicht christlich hielten, kennen, strafen, bessern, ausstoßen oder in den Bann thun nach der Regel Christi, Matth. 18, 15 ff. Hier könnte man auch ein gemein Almosen den Christen auflegen, das man williglich gäbe und austeilete unter die Armen. Kürzlich — wenn man die Leute und Personen dazu hätte, die mit Ernst Christen zu sein begehrten, die Ordnung und Weise wären bald gemacht. Aber ich kann und mag noch nicht eine solche Gemeinde oder Versammlung anrichten. Denn ich habe noch nicht Leute und Personen dazu; so sehe ich auch nicht viel, die dazu dringen. Kömmts aber, daß ichs thun muß und dazu gedrungen werde, daß ichs aus gutem Gewissen nicht lassen kann, so will ich das Meine gern dazu thun, und das Beste, so ich vermag, helfen.

Luther selbst ist nicht in die Lage gekommen, diesen Gedanken auszuführen; aber im achtzehnten Jahrhundert mit seiner kirchlichen Zersplitterung und Sektenbildung lagen die Dinge anders als in der Reformationszeit, deren mächtige und einheitliche religiöse Impulse die Massen im Lager der Evangelischen zusammenhielten, selbst in der Zeit der Konfessionstrennung und der Bauernkriege.

Zinzendorf hat, indem er den Plan Luthers verwirklichte, der evangelischen Kirche viele erhalten, die ihr sonst verloren gegangen wären. Das sollte man ihm nicht vergessen! Wäre seine Gemeinbildung wesentlich katholisch gewesen, so würden evangelische Männer, die dem Volke damals emporhelfen wollten, seine Unternehmung nicht unterstützt haben. Das aber ist der Fall gewesen.

Es hat im vorigen Jahrhundert nur wenig echte Patrioten gegeben, Volkstribunen im besten Sinne des Wortes, welche die Not des armen Mannes kannten und den Mut besaßen, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Diese Männer sind für Zinzendorf und seine Sache vielfach kräftig eingetreten, namentlich gilt das von Fr. Karl von Moser, der neben Aug. Ludwig Schlözer der hauptsächlichste Begründer einer unabhängigen und freimütigen deutschen Tageslitteratur ist, die ausschließlich dem Wohle des Vaterlandes dienen sollte. Moser tritt für den dritten Stand und die bürgerliche Berufssphäre ein. Er bekämpft alles, was die geistige und sittliche Hebung des Volkes hindert. Er hat auch rückhaltlos Zinzendorf und seine Sache zum öftern vertreten und freimütig das Unheil bezeugt, das dem Volke daraus erwachsen ist, daß man die Anregungen, die er gegeben hat, durch schonungslose Bekämpfung zu nichte machte:

Die Brüdergemeine ist der nun seit fünfzig Jahren bestehende durch Tausende von Augenzeugen anerkannte und gerechtfertigte lebendige Beweis von der Möglichkeit der Verbindung der Religion mit dem Staate, von der Möglichkeit einer christlichen Polizei- und Regimentsverfassung, das Licht und Salz unsrer Zeit, das stärkste und unwiderleglichste Dokument und facti species gegen die lästernden Einwürfe der Antichristen und gegen die elenden Entschuldigungen der theologischen Mietlinge.

Als Gott in unsern Tagen durch den Dienst des seligen Grafen von Zinzendorf die Brüdergemeine sammelte und dieser Sauerteig den ganzen Teig des Protestantismus zu durchsäuern angefangen, so waren es Könige und Fürsten, Lords, Staatsmänner, Generale, Soldaten, Juristen, Aerzte, Philosophen und Tausende von unmündigen Kindern, aus denen sich der Herr sein Lob zubereitete, von der Göttlichkeit, von dem Segen des Werkes gerührt und überzeugt, und eine Menge aus ihnen wurde zu ihrem ewigen Glück selige Pilgrime auf Golgatha; nur die Theologen hätten sie, wo es in ihren Kräften gestanden, von dem Erdboden vertilgt. Wasser und Weide wurde ihnen hie und da durch ihren Dienst wirklich aufgesagt.

So redet ein Mann, der seine Zeit kennt und selbst schwer unter ihren Irrtümern gelitten hat. Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große waren vortreffliche Landesväter und Volkswirte. Hätten sie in Zinzendorf einen Mann gesehen, der von Ekel gegen Staat und Familie und dergleichen erfüllt ist, der das Volk anstatt ihm zu helfen in religiöser Beziehung einem „halben Glauben" preisgiebt, so würden sie ihn bekämpft haben. Friedrich Wilhelm I. hat ihm erklärt, er würde ihm helfen, wo und wie er könne und hat sein Wort gehalten. Friedrich der Große hat, die Bestimmungen des westfälischen Friedens durchkreuzend, die Brüdergemeine als selbständige Kirche anerkannt und Zinzendorf sogar veranlaßt eine Gemeinde zu gründen, wo dieser gar keine haben wollte. Und als diese Brüderkirche im Wöllnerschen Religionsedikt von 1788 als „Sekte" bezeichnet wurde, war es wieder Moser, der diese „Herabwürdigung" öffentlich rügte und sie nur deshalb nicht beleidigend fand, weil der Große Kurfürst, der der reformirten Kirche angehörte, in seinem Testament erkläre: „Ich selbst bekenne mich öffentlich zu dieser [der reformirten] Sekte." Die Worte, meint Moser, müssen immer nach dem Gehalte, wie sie in den einzelnen Ländern gang und gäbe sind, genommen und verstanden werden. — Zinzendorf ist thatsächlich besiegt worden! Lessing schrieb 1750:

Die Siege geben den Kriegen den Ausschlag; sie sind aber sehr zweideutige Beweise der gerechten Sache, oder vielmehr, sie sind gar keine Beweise. Auch unter den Gelehrten giebt es dergleichen Siege, und ich müßte mich sehr irren, wenn nicht die Siege unsrer Theologen, die sie bisher über die Herrnhuter erhalten zu haben glauben, von der Art wären!

Nun, der Zinzendorfische Gedanke der Vereins- und Gemeinbildung hat schließlich doch gesiegt. „Ich statuire kein Christentum ohne Gemeinschaft." Wer vermag angesichts der sozialen Nöte der Gegenwart sich der Bedeutung dieses Wortes zu entziehen?

Es ist überhaupt unwahrscheinlich, daß die direkten Wurzeln der Sozialdemokratie hinter der Zeit der französischen Revolution zurückliegen. Ganz abgesehen von den positiven Wirkungen des Pietismus hat schon Wolff einflußreich auf die rechte Schätzung des bürgerlichen Lebens und besonders der Familie hingewiesen. Friedrich der Große und Josef II. haben den Mittelklassen nachhaltig emporgeholfen. Die gewaltige Bewegung der Freiheitskriege hat die edelsten Kräfte des Volkes entfesselt und sie zu politischer und kirchlicher Arbeit befähigt. Aber wiederum ist es zu einer solchen nicht gekommen, und das war verhängnisvoll.

Hinsichtlich der Sozialdemokratie handelt es sich in erster Linie nicht um eine religiöse, sondern um eine volkswirtschaftliche Frage. Im vorigen Jahrhundert war noch kein „vierter Stand" vorhanden, und der „dritte" war erst in der Bildung begriffen. In diesem Jahrhundert erst ist er groß und mächtig geworden. Aus seiner Kulturarbeit erhob sich der vierte Stand und trat in den Kampf gegen die obern Stände ein. Daß es den Führern gelang, die niedern Kreise auch des evangelischen Volkes, die unter dem Druck des Großkapitals seufzten, in weitem Umfang für ihre christusfeindlichen Idole zu gewinnen, war in der That nur möglich, weil die christliche Auffassung des Lebensberufes im Volke nicht fest begründet war. Um diese traurige Thatsache zu erklären, wird man nicht auf die Nachwirkungen des vorigen Jahrhunderts zurückgehen können. Es ist vielmehr darauf hinzuweisen, daß der großartige sittliche und religiöse Ertrag der Befreiungskriege abermals nicht „organisirt" worden ist. Weder Steins politische noch Schleiermachers kirchliche Reformversuche, die von Nitzsch, Rothe und andern aufgenommen wurden, sind zum Austrag gekommen. Der aus der Brüdergemeine hervorgegangene Schleiermacher hat die Aufgabe der Versöhnung von Christentum und Kultur wieder in den Mittelpunkt gestellt und im Zusammenhang damit die Einheit der evangelischen Kirche (Union) und eine Neuordnung ihrer Verfassung verlangt, die den Rechten der Gemeinde eine größere Berücksichtigung gewähren sollte. Das sind die alten Forderungen des Pietismus und Zinzendorfs. Aber die orthodoxen Führer der Kirche haben sich damit begnügt, eine gewisse „pietistische" Frömmigkeit, die man wohl auf die Brüdergemeine zurückzuführen hat, mit der bekenntnismäßigen Lehre zu verbinden; aber auf die Forderung der Brüder, es müsse etwas gethan werden, hat man sich nicht besonnen. Wären nicht wieder „Streiter" im besten Sinne des Wortes, Freiwillige hervorgetreten, wie Wichern, Fliedner und viele andre edle Männer, so wäre nichts für das evangelische Volk geschehen. Aber freilich diese „Privatunternehmungen" konnten das nicht völlig ersetzen, was versäumt war. Als die Sozialdemokratie plötzlich und rasch emporwuchs, erkannte man, was fehlte.

Gewiß, die evangelische Gemeinde ist in erster Linie Kultusgemeinde. Im Mittelpunkt steht das Amt des „Wortes." Aber man sollte über die „Aemtertheorie" der Brüdergemeine nicht spotten. Sie bedeutet nichts andres, als eine umfassende und gründliche Seelenpflege. Das Evangelium wirkt nicht bloß als gesprochnes Wort, sondern auch als ordnende und erziehende Macht. Sulze mit seiner Betonung der Seelsorge hat sicherlich das rechte Wort gesprochen. Ohne diese ist auch eine geordnete Armenpflege nicht möglich. Der verschämte Arme kommt nicht zu seinem Rechte, der Begehrliche wird frech.

Ist die Brüdergemeine mit verantwortlich für das Entstehen der Sozialdemokratie, so liegt der Grund dafür nicht bei Zinzendorf, der gethan hat, was er unter den damaligen Verhältnissen thun konnte; er würde vielmehr in ihrer Stellung zum christlichen Volksleben in diesem Jahrhundert zu suchen sein. Sie wird sich der Pflicht der rückhaltlosen Selbstprüfung ihres kirchlichen Thuns zu unterziehen haben; sie braucht das Licht der Wahrheit nicht zu scheuen.

Bernhard Becker,
Leiter des Brüderseminars in Gnadenfeld

Volksschule und Kirche

Auch eine soziale Frage

2. Die berechtigten Ziele und Ansprüche der Diesterwegschen Schule (Zweite Hälfte)

Die soziale Frage ist ebenso eine Magen- oder Existenzals eine Frage idealer Rechte und Gleichberechtigung der Stände. In diesem doppelten Sinne ist die Stellung der Lehrer in der Gesellschaft eine soziale Frage. So lange eine solche ungelöst ist, bringt sie Unzufriedenheit und Gärung mit sich,

worunter die Freudigkeit der Berufsarbeit großenteils aber ganz verloren geht. Diesterweg wurde nun der Führer der ihre Stellung im Lichte einer sozialen Frage betrachtenden Lehrerwelt, weil er der Anwalt ihrer äußeren und inneren Annäherung an höhere Klassen des Lehrstandes war. Freilich wird die Gesellschaft selten in der Lage sein, die Bestrebungen nach Erhebung des Standes im ganzen Umfange anzuerkennen; aber sie werden ihr eine stete ernste Mahnung sein: Suum cuique.

Daß von seiten des Staates und der Kirche den Lehrern gegenüber dem bereits Genüge geschehen sei, möchten wir allen Ernstes bestreiten. Zwar hat die Lektüre der Landtagsverhandlungen über das Volksschullastengesetz vom Jahre 1888 uns davon überzeugt, daß ganz außerordentliche technische und parlamentarische Schwierigkeiten der gesetzlichen Regelung der Lehrerdotationen im Wege stehen, technische, weil sie die Neuordnung der Dotationspflicht und bei den komplizirten Schulverbänden des Ostens eine neue Landgemeindeordnung voraussetzt, parlamentarische, weil das Zentrum, wie Schorlemer-Alst mit größtem Nachdruck erklärte, sich jeder Schulgesetzgebung widersetzen wird, die dem Staate weitere Befugnisse und Verdienste um die durch die Eltern moralisch der Kirche zu unterstellende Schule zuweisen soll.*)

So wird mit dem allgemeinen Unterrichtsgesetz, dem lange verheißenen, wohl auch das Dotationsgesetz vorläufig an den klaffenden Gegensätzen der Parteien scheitern, wenn nicht die soziale Not auch hierin Kompromisse erzwingt. Mit diesem Vorbehalt schließen wir uns den sehr besonnenen Forderungen der Deutschen Lehrerzeitung**) über die Frage des Minimalgehalts an, zu deren Illustration wir nur bemerken, daß es Anno 1889 im Regierungsbezirk Potsdam an Bewerbern um vierzig Schulstellen gefehlt haben soll.***) Es heißt dort:

Auf keinem andern Gebiete und mit keinem andern Stande hat sich im Laufe des letzten Jahrhunderts ein so gewaltiger, ja wir können geradezu sagen ein so riesenhafter Umschwung vollzogen, wie auf dem Volksschulgebiete und mit dem Lehrerstande. Nicht bloß die Ausbildung (die allgemeine Bildung sowohl wie die Fachbildung) und dementsprechend auch die Leistungsfähigkeit der einzelnen Mitglieder dieses Standes (Ausnahmen, die nicht ganz [!] auf der Höhe stehen, wird es immer geben) sind ganz außerordentlich gewachsen, sondern auch die Bedeutung der Schule für das Volksleben und den Staat und mit ihr die Verantwortung, die der Schule obliegt, ist eine ganz andre, eine ungleich höhere geworden. Mit dieser Entwicklung oder mit diesem riesenhaften Umschwung hat die äußere und die innere Stellung (unter letzterer verstehen wir die Eingliederung in den Schulorganismus), die den Volksschullehrern gewährt wurde, nicht gleichmäßig Schritt gehalten. Nur zu lange verharrte man hier auf dem alten Standpunkt, und nur ganz allmählich, und noch dazu mehr oder weniger widerwillig, ist man dazu übergegangen oder hat man sich dazu bestimmen, um nicht zu sagen zwingen lassen, die Lage der einzelnen Volksschullehrer in etwas zu verbessern. Fast immer kam man in dieser Hinsicht zu spät, und weil man eben zu spät kam, sich auch stets mit halbem Werke begnügte, darum gelang es nicht — trotz allem, was geschah —, den Geist der Unzufriedenheit zu bannen; im Gegenteil, durch das beständige Nachhinken wurde er nur befördert, und dadurch, daß man ihm nachgab und immer wieder nachgeben mußte, wurde er nicht nur innerlich gestärkt, sondern er erblickte darin wohl gar die Berechtigung, bis ins Ungemessene zu wachsen. Daß es schwer war, dem Lehrerstande — entsprechend der inneren Umwandlung, die sich bei ihm vollzogen hatte, — die ihm nunmehr zukommende äußere Stellung zu geben, daß nicht nur allerlei Vorurteile, sondern auch die größten technischen und anderweitigen Schwierigkeiten dabei zu überwinden waren, verkennen wir keinen Augenblick. Wir sind sogar der Meinung, daß die Reorganisation unsers Heerwesens in den sechziger Jahren … doch noch weit leichter war, als eine in alle Verhältnisse eingreifende gründliche Neuorganisation des Schulwesens. Gleichwohl, so ungemein schwierig diese auch sein mochte, sie durfte nicht immer wieder verschleppt und hinausgezogen werden, sie hätte zu rechter Zeit in Angriff genommen und durchgeführt werden müssen.

Das zwar erwarten wir nicht, weil wir eben noch andre, ideelle Fermente der Unzufriedenheit annehmen, daß mit der

*) Der Verfasser hat durchweg die Verhältnisse in Preußen im Auge. In andern deutschen Ländern, wie z. B. in Sachsen, steht es in äußeren und inneren Stücken wesentlich besser. Aber die Anwendung auf die Verhältnisse andrer Staaten dürfen wir unsern Lesern überlassen. D H

**) 1890, Nr. 135. — Die betreffenden Artikel der Deutschen Lehrerzeitung sind im Sonderabdruck erschienen unter dem Titel: Was lehrt der achte Deutsche Lehrertag? Von Fr. Zillessen, Hauptleiter der Deutschen Lehrerzeitung. Berlin 1890. Verlag der Deutschen Lehrerzeitung. 52 S.

***) Rudolph, a. a. O. S. 193.

Beseitigung der pekuniären und sonstigen von dieser Seite zugestandenen Ungerechtigkeit „der Sieg auf unsrer Seite“ sein, „die Opposition gegen die Kirche, die Feindseligkeit gegen das Christentum und die Geistlichen, die Unzufriedenheit mit der Schulverwaltung, die Neigung zur Auflehnung gegen die Schulbehörden, die Hingabe an eine radikale Führerschaft,“ „der Geist der ungezügelten Selbstüberhebung und Selbstherrlichkeit“ — alles das schwinden, alsbald aber in dem zur Ruhe und Besinnung zurückgekehrten deutschen Lehrerstande Staat und Kirche den treuesten Bundesgenossen besitzen werden. Aber wenn auch nicht dies alles, so ist doch ein gewaltiger Schritt zur Befreiung von radikaler Führerschaft zu erwarten, wenn die Vertreter der Verbindung von Schule und Kirche, die evangelische Geistlichkeit und Laienwelt, bei jeder Gelegenheit für den folgenden Satz eintreten werden:

Der Minimalgehalt muß fast allenthalben [zumal in den östlichen Gutsbezirken, weniger in den Städten, kaum in den großen] bedeutend erhöht und so festgesetzt werden, daß es dem Inhaber der Stelle ermöglicht wird, so aufzutreten, wie es der Vorbildung, die er für seinen Beruf empfangen hat, und seiner Stellung entspricht.

Auf Einzelheiten können wir nicht eingehen — man lese es in der Deutschen Lehrerzeitung nach —, müssen uns aber den dort ausgesprochenen Grundsätzen der Normirung auf Möglichkeit, ja Ermutigung baldiger Begründung eines Hausstandes unbedingt anschließen. Und wir betonen, daß von den Geistlichen als Freunden der Schule und des Lehrerstandes eine führende Haltung in dieser Bewegung zu erwarten ist. Ebenso müßten sie als Nächstinteressirte an der Vorbildlichkeit der Lehrerfamilien eine diese sichernde, auskömmliche Versorgung der Hinterbleibenden erstreben*) und, statt nur die analogen Forderungen des eignen Standes zu betreiben, glühende Kohlen auf dem Haupt ihrer Neider sammeln. Fast wichtiger noch wäre es, wenn der geistliche Stand als der nächstbeteiligte und mit ihm die Kirchenvertretung dafür arbeiteten, daß ein allerdings aufgebauschtes Odium beseitigt werde, das die Lehrer fast allgemein aus der nicht extra besoldeten Auflage der niedern Küsterdienste (Ausfegen und Glockenziehen, was freilich meist die Schuljugend leistet!) entnehmen. Alle Kirchendienste müssen besonders vergütet und von ihnen die Auskömmlichkeit der Lehrerbesoldung unabhängig sein. „Die Verbindung von Schule und Kirche, welche durch das Glockenläuten und Kirchenreinigen durch die Lehrer besteht, geben wir sehr billig; sie richtet viel böse Bitterkeit an und nutzt gar nichts.“ So der Reichsbote; wir möchten die ganzen unentgeltlichen Leistungen der Lehrer gegen die Kirche mit einbeziehen.

Damit sind wir auf die mehr innerlichen Ansprüche des Lehrerstandes auf eine seiner Berufsbildung entsprechende Stellung im Schulorganismus gekommen. Da müssen wir denn zunächst mit der Deutschen Lehrerzeitung und mit verschiedenen Versammlungen des Evangelischen Schulkongresses unser tiefes Bedauern aussprechen — wir haben ihm schon angesichts des Greßlerschen Antrags betreffend „Schulsynoden“ Ausdruck gegeben —, daß in Preußen noch immer nicht, wie in den meisten deutschen Staaten, dem Lehrerstande in der Ortsschulverwaltung und im Schulvorstande Vertretung seiner Interessen und Erfahrungen, Sitz und Stimme eingeräumt worden ist. Das war in der That einer der mächtigsten Angriffspunkte Dittes'. Spricht sich darin nicht eine Geringschätzung des Standes aus, wie sie kein andrer sich bieten ließe, mundtot zu sein bei der Verhandlung seiner eigenen Lebensinteressen? Sollen die Schulmeister noch wie ihre Vorfahren, die neben dem Schusterhandwerk her einpaukten, als bloße Lehrmaschinen behandelt werden? Ohne uns auf technische Details einzulassen, bemerken wir nur, daß in dasselbe Kapitel die von der Deutschen Lehrerzeitung betonte Unterordnung der Anfänger unter fachmännische Autorität, also eine Gliederung des Standes in Unter-, Haupt-, Oberlehrer und Rektoren gehört, weil in solcher Einrichtung, die auch anderswo in Segen wirkt, sich die Bedeutung der Berufsbildung der Lehrer ausspricht.

*) Und zwar nicht in der Form persönlicher Bewilligungen, die nur zu sehr den Charakter entweder von Gnadenerweisungen oder von erzwungenen Konzessionen an sich tragen, sondern auf dem Wege der Gesetzgebung, so daß der Lehrer wirkliche Rechte erhält.

Von größter Wichtigkeit aber ist die Anerkennung der Ansprüche auf **fachmännische Schulaufsicht**. Wir freuen uns auch hierin von der Deutschen Lehrerzeitung ausgehen zu können.

Aus der Schulaufsicht muß alles entfernt werden, was den Lehrerstand als solchen auf seinem eigensten Gebiet (dem methodisch-technischen) in prinzipieller Abhängigkeit von den Gliedern eines andern Standes, die in früherer Zeit begründet und richtig war, jetzt aber den veränderten Verhältnissen nicht mehr entspricht, erscheinen läßt.... Sowohl die allgemeine wie die Fachbildung, welche dem Lehrerstande gegenwärtig auf Präparandenanstalten und Seminaren vermittelt wird..., verleihen demselben [dem Stande als solchen...] den berechtigten Anspruch auf Selbständigkeit. Ein Stand, der fünf oder sechs Jahre lang... für seinen Beruf ausgebildet wird und zum mindesten zwei... Fachexamina absolvirt, darf nicht als unselbständig betrachtet oder behandelt werden.

Ganz vortrefflich scheint uns auch, was dann mit Bezug auf die Qualifikation zur methodisch-technischen Aufsicht bemerkt wird:

Insonderheit handelt es sich hier um die Uebertragung von gewissen Befugnissen in methodisch-technischer Hinsicht auf die Hauptlehrer oder Rektoren und um die Durchführung des Grundsatzes, daß in methodisch-technischer Hinsicht niemand zu befehlen oder eine übergeordnete Stellung einzunehmen hat, der nicht in irgend einer Weise seine höhere technische Qualifikation nachgewiesen hat. Wer das Geheimnis einer wirklich ersprießlichen und segensreichen Schulaufsicht in unterrichtlicher und erziehlicher Hinsicht kennt, daß hier nämlich das militärische Kommando höchstens hier und da etwas zum Schein, aber in Wahrheit gar nichts ausrichtet, während freundschaftlich oder brüderlich erteilter Rat, Besprechung, Belehrung, liebevolle Ermahnung und Warnung, zumal wenn die geistige Ueberlegenheit dabei unverkennbar zu Tage tritt, alles vermögen —, der wird als Pfarrer und Seelsorger gern bereit sein, vorausgesetzt, daß es ihm nur um den Dienst an der Schule und die Förderung des christlichen Charakters derselben zu thun ist, auf eine spezifische Ueberordnung in methodisch-technischer Hinsicht über diejenigen, die als „Meister" auf dem Schulgebiet von der vorgesetzten Schulbehörde anerkannt sind, zu verzichten. Als Pastoren im eigentlichen Sinne des Worts, als Freunde und Schulpfleger werden die Pfarrer die Herzen der Lehrer gewinnen; als methodisch-technische Vorgesetzte ist es ihnen gegenwärtig nicht mehr möglich. Nur in dem Maße, als sie den letztern Charakter nicht hervorkehren, sondern ihn thatsächlich verschwinden lassen, läßt sich noch ein gutes Einvernehmen oder ein leidlicher modus vivendi herstellen.

Damit ist in der Sache der Hauptpunkt getroffen; ob auch zur Entkräftung der Dittesschen Agitation gegen die geistliche Schulaufsicht? Der Reichsbote hat zwar in einem Artikel: „Theologen und Pädagogen" (Nr. 134) die Hinfälligkeit der Diesterwegschen Behauptung: Zwischen einem Theologen und Pädagogen liegt eine unüberbrückbare Kluft; ein Theologe kann kein Pädagoge sein, oder wenn er es ist, so ist er kein (wirklicher) Theologe mehr —, sowohl aus der Geschichte wie aus der thatsächlichen pädagogischen Zubereitung und Vertrautheit der meisten Pastoren mit Lehraufgaben nachzuweisen versucht. Aber wenn wir unter uns auch von der Nachweisbarkeit der pädagogischen Qualifikation der meisten Prediger überzeugt wären — ich für meine Person bin es nicht, soweit ich die Ergebnisse des sechswöchentlichen Seminarkurses, des schablonenmäßigen Konfirmandenunterrichts, die Gleichgiltigkeit der meisten Standesgenossen gegen die Methodik des Unterrichts und ihre einseitige Beurteilung der Schulresultate lediglich nach ihrem theologischen Maßstabe ins Auge fasse — wir werden diese günstige Meinung dem tief gewurzelten Vorurteil des Lehrerstandes gegenüber nicht durchsetzen können. Vielleicht könnte in dieser Richtung mehr erzielt werden, wenn die Geistlichen nicht bloß, wie oft gefordert, vor Uebernahme des Inspektorats ein methodisch-technisches Examen (vielleicht nach zwei Dienstjahren) zu bestehen hätten, sondern auch die allgemeine vokationsmäßige Auflage bekämen, wie z. B. in Baden, eine bestimmte Anzahl Religionsstunden an der Volksschule von Amts wegen zu übernehmen. Dann würde der Erweis der Qualifikation in reeller, dem Lehrerstande nachweisbarer Weise erbracht, vor allem aber der berechtigte Einwand beseitigt sein: Ihr habt gut absprechen über unsre Arbeit, da ihr sie selbst nicht mit dem kleinen Finger anrührt und keiner Probe darin unterworfen seid! Auch lernt der Geistliche so erst recht die örtlichen Schwierigkeiten der Unterrichtung und Erreichung des Unterrichtszieles verstehen.

Uebrigens würden wir uns aus unsern Erfahrungen der Ersetzung der geistlichen Schulaufsicht durch Anteil der Geistlichen an einer alle Schulinteressenten vereinigenden Schulkommission nicht widersetzen, würden sie sogar, um alles Mißtrauen mit einem Schlage zu beseitigen, und weil wir erfahren haben, daß der Geistliche in jener Kommission seinen persönlichen Einfluß, sein Interesse und seine hervorragende Kenntnis zur vollen Geltung bringen kann ohne das Odium der Tyrannei, direkt in Vorschlag bringen, wenn wir uns nicht von den Bedenken des Reichsboten stören ließen, die darauf hinausgehen, daß die Entziehung der Lokalschulinspektion nicht bloß das Ansehen des geistlichen Amts zumal bei den Landleuten, sondern auch das Ansehen der Kirche und des Christentums schädigen würde. Aber auch der Reichsbote wagt nur von einer vorläufigen Beibehaltung zu reden. Für die Kreisschulinspektion möchten wir aber schon jetzt die gänzliche Ersetzung der Geistlichen durch berufsmäßige, beamtete Fachmänner für unbedingt nötig erachten, schon um der erdrückenden, kaum zu bewältigenden doppelten Visitations- und Bescheidungsgeschäfte willen, dann um so den Gewissensdruck der katholischen Geistlichkeit auf die Lehrer zu beseitigen, endlich aber auch, um die unleugbare Gefahr der einseitig kirchlichen Klassifikation der Lehrer abzustellen.

Freilich darin müssen wir anderseits den katholischen Bekämpfern der Verstaatlichung recht geben, daß eine der Berufsbildung der Lehrer entsprechende Behandlung von seiten staatlicher Auffichtsorgane auch zu den frommen Wünschen gehört. Der Büreaukratismus und Schablonismus, von der militärischen in die Beamtenwelt übernommen, tötet vielfach die freie Bewegung des pädagogischen Individuums, ignorirt leicht die besondern Bedingungen der Einzelschule (Pensumsuniformität!) und unterbindet damit die Berufsfreudigkeit gerade charaktervoller Erzieher. Sollte Diesterweg nicht berechtigt gewesen sein zu folgender Alternative:

Die Schule an sich verlangt Einrichtung ihrer Angelegenheiten nach dem vorhandnen Bedürfnis, dem lokalen, dem besonderen, selbst dem individuellen Bedürfnis des einzelnen Lehrers; die Verwaltung dagegen will Gleichförmigkeit und Uebereinstimmung. Der Lehrer, welcher die Arbeit zu thun hat, strebt nach Selbständigkeit; die Verwaltung verlangt Unterordnung. Die Schule rechnet von seiten des Lehrers auf Begeisterung und Aufopferungsfähigkeit; die Verwaltung verlangt ruhiges Verzichten auf die eigne Einsicht, ja nicht selten Verleugnung der bessern Ueberzeugung.

Und [fügt Rudolph hinzu] was den Einzelnen oft am empfindlichsten berührt: bei Zulagen und Beförderungen kommt es nicht auf die Leistungen an, selbst wenn die Kräfte lange Zeit zum Besten der Anstalt verwendet worden sind. Denn tritt etwa eine Vakanz ein, so fragt man: Wie steht es mit deiner Qualifikation? d. h. nicht der im praktischen Dienst erlangten, sondern der vor Jahrzehnten erworbenen; und entspricht die nicht den Vorschriften des toten Buchstabens, dann heißt es: Hoffe umsonst; der Verwaltung bist du nur eine Journalnummer.

Bei solcher Verwaltungsmaxime möchten die Lehrer sich wohl auch aus der rein staatlichen Aufsicht wieder los sehnen!

Schon im Vorhergehenden ist die Forderung der Diesterwegschen Schule, daß die Pädagogik als eine Sache der methodischen Kunstschulung im Interesse der Volksbildung anerkannt werde, thatsächlich anerkannt. Wir führen auch diesen Punkt genauer aus. Zunächst pflichten wir von ganzem Herzen der Forderung bei: „Es darf nicht den Anschein erwecken, als ob die Pädagogik eine Domäne der Lehrerseminare und eine gründliche didaktische Durchbildung ein Vorzug der Elementarlehrer sei." Damit hofft der Reichsbote „jener Anmaßung der freisinnigen Lehrer, die sich mit Vorliebe als Pädagogen kat' exochen zu bezeichnen pflegen, entgegenzutreten," und er führt diese Forderung weiter dahin aus, daß die Pädagogik als Wissenschaft ihre selbständige Stellung und Vertretung auf allen Hochschulen finden sollte. Man wird dem nichts entgegenhalten können als die Schwierigkeit, mit solchen Vorlesungen eine praktische Uebungsschule zu verbinden, ohne die sie die Konkurrenz mit der Seminarbildung nicht bestehen können. Im übrigen sei diese wichtige, besonders auch für die in methodisch-technischen Fragen den Elementarlehrern weit nachstehenden Gymnasial- und Realschullehrer wichtige Anregung auch unserseits wärmstens unterstützt. Anbahnungen der Reform sind ja auf diesem Gebiete schon da und dort versucht, auch von der Vertretung der betreffenden Stände schon gefordert und gefördert worden.

Weiter aber scheint uns — wir glauben uns da auf vielseitig eingezogene Erkundigungen verlassen zu dürfen — die Behandlung der angehenden Lehrer auf ihren Seminaren den

späteren Anforderungen, die an ihre Charakter- und erzieherischen Eigenschaften gestellt werden müssen, wenig zu entsprechen. Viele Lehrer erklärten mir persönlich das allgemeine Mißtrauen gegen den geistlichen Stand aus der ihre Selbständigkeit und Idealität knickenden Behandlung seitens der Seminarleitung, die meist in den Händen von Theologen liege. Da scheint allerdings wenig Eingehen auf Individualitäten, aber viel uniforme Dressur, wenig Inanspruchnahme idealen Strebens, höherer Berufsauffassung, aber viel handwerksmäßige Einübung, wenig warme Seelsorge für die kämpfenden Gemüter, aber viel stramme Lehrzucht im Schwange zu gehen. Wir referiren nur, ohne schlechthin verallgemeinern zu wollen. Das aber sollte doch klar sein, daß, wenn solche Praxis, verbunden mit der Willfährigkeit der Vorsteher gegen die Winke der Höheren und der geringen Vorbildlichkeit untüchtiger und unreifer Seminarlehrer oder gar Präparandenlehrer, wenn solche Praxis, die die zukünftigen Erzieher so wenig erzieherisch behandelt, sie so wenig durch Erfahrung und Umgang bildet, verbreitet wäre, viel von der nachherigen Gärung sich von dorther begreifen würde.

Wir wollen uns auch nicht scheuen, den Unwillen konservativer Kirchenmänner zu erregen, indem wir aus der Forderung der Anerkennung der Pädagogik als methodischer Kunstübung die Forderung der Reform des Religionsunterrichts nach denselben pädagogischen Prinzipien ableiten, deren allgemeine Giltigkeit wir Diesterweg zuvor zugestanden. Wir werden im Schlußartikel zu weit gehende, Sache und Stoff schädigende Folgerungen abweisen; für diesmal aber wollen wir die berechtigten Forderungen verzeichnen.

1. Auch im Religionsunterricht wird die formale Seite, die Kraftbildung, die Gesinnungserziehung mehr zu betonen sein. Es wird darum möglichste Selbstthätigkeit der Zöglinge zu erstreben, deshalb Darbietung des religiösen Stoffes in anschaulicher, lebendiger, die Schüler-, Klassen-, Standes-Individualitäten berücksichtigender Weise zu fordern sein. Auch die Meinung Diesterwegs, daß das Wort Gottes auch den Verstand bilde, wird eine wenngleich nebensächliche Bedeutung beanspruchen.

2. Beispiel und Umgang wird für die religiöse Erziehung wesentlicher sein als Lehrsatz und Korrektheit. Diesterweg war der Ansicht, daß kein Kind ohne Religion erzogen werden könne, die aber zunächst ein Erzeugnis des Einflusses religiöser Umgebung, besonders also des Beispiels sein solle. Daraus folgte für ihn die vorherrschende Bedeutung der biblischen Geschichte, besonders des Lebens Jesu und seiner Bergpredigt; daraus die Betonung der freien Beteiligung des Lehrers am Religionsunterricht mit persönlich warmem Gebet, lebendigem Zeugnis und herzlicher Ergriffenheit; daraus die allerdings übertriebene Forderung des Zurücktretens alles nicht völlig analysirbaren (Katechismus-) oder nur memorirbaren Stoffes; daraus die Befreiung der Lehrer vom Symbolzwang gegenüber historisch gewordenen und wieder veralteten Bekenntnissen. So viel bleibt von alledem für uns fest: der Unterricht muß von lebendigen religiösen Persönlichkeiten an der Hand von mehr anschaubarem, erfahrbarem als bloß lehrhaftem, abstraktem Material erteilt werden und möglichst dem Verständnis oder doch der kindlichen Anerkennung für lebendig und warm Bezeugtes nahe gebracht werden.

3. Es muß anerkannt und als Maßstab kirchlicher Visitationen festgelegt werden, daß ein stofflich unvollkommener, aber mit persönlicher Wärme und nachdrücklichem Eifer erteilter Religionsunterricht einem völlig orthodoxen und korrekten, aber ohne Wärme und persönliches Zeugnis erteilten vorzuziehen ist. Der Lehrer wird, vermöge der etwas einseitigen Ausbildung seiner Verständigkeit wie seiner Gemütsanlage, naturgemäß zum religiösen Latitudinarismus geneigt sein. Er wird in seiner religiösen Bildung, sobald er überhaupt persönlich und selbstthätig darin wird, leicht auf den Eklektizismus der Frauenwelt geführt: sein subjektiver Geschmack, sein Bedürfnis nach sittlicher, direkt praktischer Befriedigung seiner persönlichen Ideale, eine gewisse Sentimentalität der Menschenliebe werden bei der Auswahl der Lieblingskapitel und Hauptgeschichten eine große Rolle spielen und so das System, das Lehrganze und geradezu das im engern Sinne Religiöse, Transcendente darunter leiden.

Aber so wenig wir solche Einseitigkeit befördern möchten, ist denn die unverhältnismäßig ausgedehnte, aber persönlich warme, verehrende Darstellung des Meisters und Heilands für den kirchlichen Unterricht nicht unendlich mehr Vorarbeit als eine ganz gleichmäßige, monotone, teilnahmlose Einprägung des ganzen Stoffes? Wir kennen manchen religiös toten, sittlich geringwertigen Lehrer, der den orthodoxen Unterricht mit kalter Stirn erteilt, und anderseits mehr als einen persönlich und im Hause frommen Lehrer, der beim Superintendenten wegen Irrlehre (z. B. über das Verdienst Christi) eine schwarze Note bekommen hat, die ihm zeitlebens schadet. Welches Anklagematerial bietet ein einziger solcher Fall der fortschrittlichen Lehrerpresse! Und wie begreiflich, daß für die Diesterwegianer freie Lehrerentwicklung und dogmatisches Christentum unvereinbare Gegensätze scheinen.

4. Endlich möchten wir nur noch hindeuten auf ein bedeutsames Gebiet, das die Diesterwegsche Schule zu erobern trachtet: die **Fortbildungsschule**. Sie ist bei kirchlichen und konservativen Leuten übel angeschrieben; aber sollte man die Sache verwerfen um ihrer öftern verkehrten Behandlungsweise willen? Wir werden später näher auf diese äußerst wichtige sozialpädagogische Frage eingehen; heute nur so viel: die Schule kann, soll sie irgendwie mehr als Kenntnisse und Fertigkeiten mitgeben, also volksbildend wirken, mit dem Abschluß ihrer Arbeit im Unterscheidungsalter nicht zufrieden sein. Von der andern Seite drängt die Verwahrlosung der arbeitenden Jugend und ihre Entwöhnung von aller geistigen Weiterbildung, von aller fremden oder Selbstzucht, von aller Autorität und Pietät zum Aufrichten einer bis zum achtzehnten Lebensjahre reichenden öffentlichen Zuchtgewalt. Sollten nun die Bestrebungen um Verkürzung der Arbeitszeit der jugendlichen Arbeiter ihr Ziel erreichen, wer anders wird diese geschaffene Freizeit auszufüllen haben als eine freilich mehr auf Charakter- und bürgerliche als auf Fach- und Stoffbildung absehende Fortbildungsschule? Wird nicht daran eine über die Konfirmation hinausreichende kirchliche Erziehung erst Rückhalt finden? Und sollten wir nur darum von dieser weitern Beauftragung des Lehrerstandes im nationalen Interesse zurückschrecken, weil sie von Diesterweg und sehr vielen Lehrern in einem bildungsphiliströsen, antikirchlichen und „fortschrittlichen" Sinne gefordert ward? Gerade die eben eröffnete Perspektive sollte mächtig treiben zur Gewinnung des Lehrerstandes für unsre positiven, christlichen und ordnungserhaltenden Zwecke, wie sie aber nur durch Anerkennung ihrer berechtigten Ansprüche zu erzielen ist.

5. Die Hauptsache bleibt natürlich das persönliche Verhalten, das entgegenkommende, Verständnis und Entschuldigung suchende Wesen seitens der Geistlichen gegen den Lehrerstand, vielmehr gegen den einzelnen Lehrer. Man sollte doch mehr Rücksicht auf und Einsicht in das notwendig Unfertige der Bildung vielleicht der meisten Lehrer haben, mehr Tragen ihrer Irrtümer und Empfindlichkeiten, sobald nur treue Grundrichtung, ernste Berufsauffassung, methodischer Eifer und mehr als egoistisches Standesgefühl sich zeigen; man sollte mehr das Bewußtsein der wesentlich gemeinsamen Aufgaben an der Seele unsers Volkes bezeigen, z. B. auf Pastoralkonferenzen weniger geflissentlich die schwarze Liste vermehren, vielmehr zu gemeinsamen Konferenzen mit den Lehrern bereit sein, zumal in der jetzigen schweren Notlage; statt sie völlig der Umwerbung radikaler Schmeichler zu überlassen, mit ihnen des öftern sich austauschen über die kirchen- und staatserhaltenden Aufgaben der christlich-sittlichen, deutsch-loyalen Volkserziehung, übrigens auf dem Lande auch einmal gegen das Patronat für die Forderungen der Lehrer eintreten.

Wir mußten uns zuletzt kurz fassen; möchten die Bemerkungen nicht zu kurz sein, um die Ueberlegung dieser Fragen in unserm Leserkreise anzuregen und zu erneuern! Wir werden jetzt gewiß zu einer Kritik der Grundfehler der Diesterwegschen Schule berechtigt erscheinen, nachdem wir vorstehend dem einen Teile des Grundsatzes nachgehandelt, den die Deutsche Lehrerzeitung allerdings in umgekehrter Reihenfolge für die Behandlung unsers Problems befolgt hat:

Mit demselben Ernst, mit dem wir den unchristlichen [wir möchten

sagen: nicht christlich orientirten] Charakter des achten deutschen Lehrertags ins Licht gestellt haben, fordern wir nun auch, daß man christlicherseits sich dazu entschließe und nicht länger säume, alles das, was auch nur im geringsten der Unzufriedenheit, die sich unter den Lehrern findet, eine Berechtigung verleiht, aus dem Wege zu räumen.

O B

Herr von Wißmann und die evangelische Mission

1. Unsre vergeblichen Bemühungen

Als die bekannten Aeußerungen des Herrn Majors von Wißmann über katholische und evangelische Mission in Ostafrika (abgedruckt in Nr. 28, Sp. 661) uns zu Gesichte kamen, empfanden wir nichts so sehr als das Bedürfnis der Aufklärung und Begründung so ungeheuerlicher Anklagen. Wir thaten, was wir uns und unsern Lesern schuldig waren, und wandten uns unmittelbar an den Herrn Reichskommissar mit dem Ersuchen, seine Behauptung der Gemeinschädlichkeit der bestehenden evangelischen Missionen in Ostafrika eingehender darlegen zu wollen. Bald nach Abgang dieses Briefes ersahen wir aus den Zeitungen, daß Herr von Wißmann sich, der Erholung dringend bedürftig, aus der Reichshauptstadt nach Lauterberg im Harz zurückgezogen habe. Das war für uns der Anlaß, bei ihm anzufragen, ob es ihm bequemer sei, seine Aufschlüsse einem Vertreter unsers Blattes mündlich zu erteilen, und ob er also an einem Tage, den wir uns gleich bestimmt vorzuschlagen erlaubten, ihn empfangen wolle. Auf diese Frage antwortete Herr von Wißmann durch den Draht mit einem runden „Jawohl."

Mit diesem Jawohl enden die Mitteilungen des Herrn von Wißmann an uns. Die Krankheit, die Herr von Wißmann zu unserm aufrichtigen Bedauern durchzumachen hatte, erklärt das leider nicht. Wir sind von ihm, oder von seinen Vertretern, weiterhin in einer Weise behandelt worden, die wir uns — nach Empfang jener Depesche — ganz und gar nicht erklären können.

Unser Abgesandter sah sich statt von dem Herrn Reichskommissar von dessen Gefährten, Herrn Wolff empfangen. Dieser erklärte nicht nur, daß der bettlägerige Herr Major niemanden empfangen könne — was einfach zu respektiren gewesen wäre —, sondern bemerkte auch, daß der Herr Major sich nicht erinnere, das besagte Telegramm an uns abgeschickt zu haben.

Sah sich unser Vertreter so von Herrn Wolff — in aller Höflichkeit zwar — als zudringlicher Reporter behandelt, dem jedes Mittel recht ist, so blieb ihm kein andrer Weg der Verteidigung als der, Herrn Wolff mit nächster Gelegenheit das Originaltelegramm zuzuschicken, das ihn zu seinem Besuche einlud. Die Genugthuung, die Herr Wolff dem Beleidigten hierauf schuldete und um die er ersucht war, blieb jedoch aus. Wir übergeben dieses Verhalten des Herrn Wolff hiermit dem öffentlichen Urteil.

Noch immer auf das „Jawohl" des Herrn Majors vertrauend, richteten wir nunmehr an ihn ein Schreiben, worin wir uns über Herrn Wolff beklagten und ihm zur Sache einige Fragen vortrugen. Um jede Rücksicht zu üben, adressirten wir dieses Schreiben an den Freiherrn von Gravenreuth, der den Zeitungen zufolge eben damals Wißmanns Korrespondenz führte, und baten diesen in einem Begleitbriefe, uns mitzuteilen, ob wir binnen irgendwelcher Frist Bescheid erwarten dürften. Dieser Brief blieb ohne Antwort.

Da wir es vor der Oeffentlichkeit nicht länger verantworten zu können glaubten, eine gründliche Besprechung der Sache hinauszuschieben im Vertrauen auf Mitteilungen, die uns durch das Jawort des Herrn Reichskommissars zwar anfangs verbürgt schienen, aber nach solchen Erfahrungen doch immer unsicherer werden mußten, richteten wir endlich „an das Bureau des Herrn Majors von Wißmann" ein Ultimatum, worin wir uns jeder aus der gehabten Korrespondenz gegen Herrn von Wißmann erwachsenen Verpflichtung für entbunden erklärten, falls nicht bis zu einem bestimmten Tage irgendwelche Zuschrift an uns erginge. Der Tag ist ohne ein Wort aus Lauterberg vorübergegangen.

Unsre Leser werden aus diesem Bericht entnehmen, warum wir der alle guten evangelischen Deutschen so sehr bewegenden, in der Hauptsache seit Wißmanns Postbriefe (s. Nr. 29, Sp. 684 f.) hinreichend durchsichtigen Angelegenheit gegenüber bisher unsre Ansicht in dem Maße zurückgehalten haben. Sie werden aber auch unsre Entrüstung über die uns durch Herrn von Wißmann oder seine Vertreter widerfahrene Behandlung teilen. Diese Entrüstung kann uns nicht hindern, mit aller Ruhe und Billigkeit in die Erörterung einzutreten.

2. In Sachen der deutschostafrikanischen Missionsgesellschaft

Da die beiden deutschen evangelischen Missionare, die bisher allein in Deutschostafrika arbeiten, von der Evangelischen Missionsgesellschaft für Ostafrika in Berlin ausgesendet sind und Herr von Wißmann von allen deutschen Missionen in Ostafrika nur diese kennt, so ist offenbar die genannte Missionsgesellschaft bei der ganzen Auseinandersetzung nächstbeteiligt. Wir wandten uns daher an ihren Vorsitzenden, Herrn Pastor Diestelkamp in Berlin, und empfingen von ihm ein freundliches Antwortschreiben, das wir mit unwesentlichen Kürzungen hier folgen lassen:

... Auch mir und zwei andern Mitgliedern unsers Vorstandes wurde, nachdem eine Zusammenkunft verabredet war, wiederholt, zuletzt nach Walkenried die telegraphische Mitteilung, Herr v. Wißmann sei bettlägerig und nicht zu sprechen. Ich bin also nicht in der Lage, irgend eine Aeußerung des Reichskommissars mitzuteilen, welche nicht schon bekannt wäre. Ihnen aber haben wir es zu danken, daß zu der Aeußerung des Reichskommissars in der Post, wonach unsre beiden Missionare Greiner und Krämer nicht der Vorwurf des Politisirens und Intrigirens trifft, nun noch die Mitteilung des Herrn Wolff in Lauterberg hinzukommt, daß Herrn von Wißmanns Verhältnis zu den deutschen Missionaren Greiner und Krämer ein freundliches gewesen sei. Damit wäre ja eigentlich jeder Vorwurf beseitigt. Denn das muß doch jeder gerecht Urteilende einsehen, daß unsre Mission unter den gegebnen Verhältnissen: Krieg und Zerstörung, geleistet hat, was sie konnte.

Wir haben doch einen Anfang gemacht zunächst in Sansibar, wo nach den neuesten Berichten der Pastor Worms mit seinen Gehilfen täglich sich der Christen, Juden, Mohammedaner und Heiden, also auch vieler Schwarzen annimmt, die zunächst freilich zu ihrer Leibespflege unsern Chefarzt Herrn Dr. König aufsuchen, die aber doch den Eindruck mitnehmen müssen: hier sucht man dem Worte des Heilandes über den barmherzigen Samariter nachzukommen: Gehe hin und thue desgleichen!

Sodann haben wir unsre Station Dar-es-Salaam fertig. Da wird das Evangelium gepredigt Schwarzen und Weißen, da werden die Kinder unterrichtet, auch die erwachsenen Heiden zu freier Arbeit angeleitet. Jedem, der Näheres über Greiners bisherige Wirksamkeit erfahren will, kann ich nur dringend empfehlen, den betreffenden Artikel in Nr. 41 des Daheim zu lesen.

Indem wir so in den Anfängen der Arbeit stehen und nichts lieber wollen als freudig weiterarbeiten, sehen wir uns zu unserm Schmerze auch von bewährten Missionsfreunden angefochten und behindert. D. Warneck hat sich nicht enthalten, über unsre Mission selbst in dieser Zeit wiederholt zu sagen: „Wir haben stets unsre schweren Bedenken gegen dieselbe gehabt," und über unsern Bruder Greiner zu äußern: „Wie man uns mitgeteilt, soll es sich wesentlich um Taktlosigkeit eines der betreffenden Missionare handeln." (Vgl. den offenen Brief Warnecks an Wißmann, Seite 2, Anm.) So wirft uns auch Missionssuperintendent Merensky vor, wir wären zu schnell, vielleicht vorschnell vorgegangen, ehe wir die nötigen Kräfte hätten. (Ebenda S. 40.) Wir gingen vor, als wir einen zwanzig Jahre lang unter den Gallas thätigen, von seinem Missionsinspektor bestens empfohlenen Mann hatten, und weiter, als wir von der Gesellschaft Berlin I (Wangemann-Merensky) den von seinen Lehrern als den besten Zögling seiner Klasse empfohlenen Missionskandidaten Krämer zugewiesen bekamen. Welche deutsche evangelische Mission ist gleich mit Massenaussendungen vorangegangen? Jetzt sind sieben Theologen, die ihre Examina ge-

macht und sich praktisch vorbereitet haben, bereit, hinauszugehen, und viele andre haben sich in Bielefeld zu gleichem Zwecke gemeldet. Wenn aber unsre protestantischen Freunde so über uns aburteilen, was soll man von den Katholiken erwarten? Wenn das geschieht am grünen Holz, was will am dürren werden?*)

Doch nun zur Beantwortung Ihrer Fragen.

1. Uns ist nichts bekannt geworden von Reibereien zwischen unsern Missionaren und dem Reichskommissar. Im Gegenteil! Wenn auch mit schwerem Herzen, war Greiner bereit, sein Haus fertig zu bauen (und zwar mit Hilfe des Inders Baihora, der ihm hernach sehr viele Schwierigkeiten machte), wie es ihm aufgegeben war, und das fertig gestellte Haus dem Herrn Reichskommissar den Bestimmungen eines Kontraktes entsprechend auf längere Zeit zu überlassen: daß es später nicht genommen wurde, lag nicht an Bruder Greiner. Wenn Bruder Greiner und die damalige Geschäftsleitung unsrer Missionsgesellschaft, Herr Graf Bernstorff und Herr Feldpropst D. Richter, beim Reiche vorstellig wurden, daß die Verabredung betreffend die Nichtniederlassung der Benediktiner ganz in der Nähe unsrer Station innegehalten werden möge, so ist das ganz sachgemäß gewesen und konnte unmöglich den Herrn Reichskommissar unwillig machen. Greiner war nicht nach dem nahegelegenen und schönen Bagamoyo hinübergegangen um der Frères de St. Esprit willen; da durfte er doch wohl wünschen, daß die Benediktiner in gleicher Weise ihm gegenüber verfuhren. Eine Zeit lang wurde Greiner geraten, wegen Unsicherheit auf dem Festlande noch in Sansibar zu bleiben; daß aber das zu Differenzen mit der Obrigkeit geführt habe, ist uns nicht bekannt geworden. Ich wiederhole nochmals: Herr Leue, der Chef der Station Dar-es-Salaam, hat nach Mitteilung des Herrn Regierungsbaumeisters Hoffmann sich günstig über Greiner ausgesprochen. Bruder Krämer sollte auch noch drei Monate warten; als aber Herr Hoffmann, unser Vorstandsmitglied, persönlich bei dem Reichskommissar vorstellig wurde, gestattete dieser sofort die Niederlassung Krämers in Tanga.

2. Das auswärtige Amt vertritt allerdings die Anschauung, daß es am besten sei, wenn die beiden Konfessionen nicht dicht neben einander arbeiten, und die Regierung hat dabei gewiß die Sympathie aller verständigen Christen. Hier gilt eben das Beispiel Abrahams und Lots, Pauli und Barnabas'. Uns ist davon Kunde geworden, nicht durch Mitteilungen unsrer Missionare, sondern durch anderweitige Nachrichten, und zwar von katholischer Seite, daß allerdings von seiten des Reichskommissariats der Wunsch ausgesprochen worden sei, die Benediktiner möchten sich in Dar-es-Salaam niederlassen: besonders weil unter ihnen ein Büchsenmacher war, der eine Reparaturwerkstatt für beschädigte Gewehre der Schutztruppe einrichten konnte.

3. Daß der Vorstand unsrer Gesellschaft noch nicht Beschluß faßte und Erklärungen abgab, hat seinen Grund zunächst in der Zusage Wißmanns, mit uns sich besprechen zu wollen, und in der bisherigen Unmöglichkeit einer solchen Besprechung. Der Vorstand konnte unmöglich auf Zeitungsnachrichten hin etwas kundgeben. Die Auslassungen des Herrn Dr. Schröder (vgl. Nr. 30, Sp. 710 f. und den zweiten Anhang des offenen Briefes von Warneck) geben nur dessen Privatmeinung wieder, abgesehen von dem, was er über friedliche Sonderung beider Konfessionen sagt, und sind nicht der Ausdruck der Meinungen unsers Vorstandes, wie solches bereits im April dieses Jahres bei einem ähnlichen Artikel des Herrn Schröder sich klar herausstellte. Für diese Aeußerung des Herrn Schröder ist unser Vorstand ebensowenig verantwortlich zu machen, wie die evangelische Kirche für die Mitteilungen des Herrn Majors von Wißmann.

Da fast alle Mitglieder unsers Vorstandes verreist sind,**) so kann dieser erst Mitte dieses Monats zu der ganzen Sache Stellung nehmen; hoffentlich hören wir bis dahin auch etwas von Herrn Major von Wißmann.

Im übrigen kann ich Ihnen die erfreuliche Mitteilung machen, daß in weiten evangelischen Kreisen dieser Zwischenfall unsrer Mission nur neue und kräftigere Hilfe gebracht hat. Täglich empfange ich ermunternde Zuschriften und Geldsendungen. Auch der evangelische Oberkirchenrat hat sich bereit erklärt, den von uns ausgesendeten Kandidaten der Theologie nach ihrer nach fünf Jahren oder früher*) notwendigen Rückkehr zu einer entsprechenden Anstellung in der preußischen Landeskirche seine Mithilfe zu gewähren. Ich hege das feste Zutrauen, besonders auch zu der gebildeten christlichen Welt des evangelischen Deutschlands, daß sie nicht hinter der katholischen zurückbleiben, sondern zeigen wird: wir wollen das Evangelium auch in Deutschostafrika gepredigt wissen. Wir können und wollen noch mehr Opfer bringen wie die Römischen. A Diestelkamp

*) Wir haben jene Aeußerungen Warnecks u. a., die immer als Vordersatz für die folgende Verteidigung unsrer (auch der Berliner) Mission auftraten, nur so verstehen können, daß die Wortführer unsrer Mission damit ihre Bereitschaft zur Selbstkritik an den Tag legen wollten. D H

**) Hier liegt nun jedenfalls ein Mangel in der Organisation dieser Missionsgesellschaft bloß. R

*) Hier scheint nun aber doch das Bedenken Wißmanns gegen so schnell müde Missionare beherzigenswert! Vgl. Nr. 29, Sp. 685. R

Man muß sagen, die Berliner Missionsgesellschaft für Deutschostafrika hat ein wahrhaft tragisches Geschick erlitten. Es stellt sich heraus, daß Wißmanns provozirende Aeußerungen über deutsche evangelische Missionare, die allein diese Mission treffen konnten, gerade diese Mission nicht treffen, daß Wißmann von deutschen Missionaren überhaupt nicht geredet, ja mit Greiner und Krämer in freundschaftlichstem Einvernehmen gestanden habe (so Herr Wolff unserm Vertreter gegenüber; vgl. Nr. 29, Sp. 686). Und nun sieht sich diese Mission gleichwohl von seiten Wißmanns und andrer Kolonialfreunde, wie von seiten Warnecks und andrer Missionsfreunde mit ihren Einrichtungen und Leistungen einer öffentlichen Kritik unterzogen, der auf den Grund zu sehen wiederum dem Nichteingeweihten überaus schwer gemacht ist. Aber nehmen wir für heute die Mitteilungen des Herrn Pastors Diestelkamp dankbar entgegen und wenden uns zunächst wieder den Aeußerungen des Herrn Reichskommissars zu, sowohl bei dem Interview von Brindisi wie in dem Postartikel. R

Etwas vom „jüngsten Deutschland"

Unter dem Titel: „Der Kampf um die neue Dichtung" erschien im September 1888 von einem Herrn Edgar Steiger in Leipzig ein seltsames Büchlein, das in erster Linie durch das darin zu Tage tretende, selbst für einen Jungdeutschen etwas ungewöhnliche Maß von Selbstbewußtsein einiges Aufsehen erregen mußte. Der Verfasser stellte sich seinen Lesern vor als einen „klardenkenden Menschen, dem das moderne Weltbewußtsein nach jahrelangen Geisteskämpfen in ungebrochener Einheit in Fleisch und Blut übergegangen sei," und erzählte, daß er in „harter Gedankenarbeit aus den Kunstwerken selbst die geheimen Gesetze, die in ihnen walten," abgeleitet und somit endlich eine der modernen Wissenschaft entsprechende Aesthetik geschaffen habe:

> Ja, ich sage es offen und ohne Scheu: das Ei des Kolumbus steht wieder einmal auf der Spitze! Und selbstverständlich behauptet nun jeder Laffe, daß er, wenn er nur gewollt, das Kunststück auch fertig gebracht hätte, ja daß er alles, was ich gesagt, schon längst gewußt habe. Aber mögen die kritischen Taglohnschreiber . . . . mich verlästern, bespötteln oder in ohnmächtiger Wut totschweigen: widerlegen wird mich keiner. Was könnte mich also kränken? Habe ich doch die tröstliche Gewißheit, daß die Wahrheit siegen und die junge deutsche Dichtung, mit oder ohne mein Zuthun, sich zur vollen Herrlichkeit einer weltgeschichtlichen That entfalten muß, uns Mitlebenden zur Erlösung und zum bleibenden Erbe den Geschlechtern der Zukunft.

Nach dieser schmetternden Fanfare unterzieht sich der Verfasser zunächst der Mühe, an einem „von geistlichem Hochmut aufgeblähten frömmelnden Kritiker" ein Exempel zu statuiren, um uns alsdann in einer sogenannten „kritischen Geschichte des modernen Realismus" seine Privaturteile über die „Dichter und Denker" des jüngsten Deutschlands zum besten zu geben, wobei wohl den meisten Lesern das beschämende Geständnis nicht er-

spart geblieben sein wird, daß sie bisher von dieser Fülle zeitgenössischer Genies keine Ahnung gehabt hatten.

Jetzt nun, nach mehr als Jahresfrist, ist das Büchlein in **zweiter** Auflage erschienen (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich), unverändert im Text, nur ausgestattet mit einer neuen Vorrede, die nicht minder stolz einherschreitet als jene der ersten. Aber was Herr Steiger damals nur als Hoffnung aussprach, sieht er jetzt bereits erfüllt: jetzt atmet jedes seiner Worte die helle Freude über den glänzenden Sieg, den er, der Aesthetiker des jüngsten Deutschlands, mitsamt den Dichtern und Denkern über „Unverstand, Lüge und Niedertracht“ erfochten hat. Dort sah er wie Moses das gelobte Land von ferne; nun aber hat sich bereits das Land, da Milch und Honig fließt, vor uns aufgethan. Die „süßliche Afterkunst“ ist mausetot, und die Wiedergeburt der deutschen Kunst eine vollzogene Thatsache. „Schon heute ist der Sieg unser;“ d. h. also, wir müssens nun wohl glauben, daß die junge deutsche Dichtung sich wirklich schon zur vollen Herrlichkeit einer weltgeschichtlichen That entfaltet hat.

Merkwürdig nur, daß trotz dem errungenen Siege der Verfasser es gleichwohl für nötig gehalten hat, sein von edelstem Kampfeszorn durchglühtes Büchlein nochmals ins Feld zu schicken und sowohl gegen die doch längst abgeschlachteten „kritischen Taglohnschreiber“ wie gegen die arme, niedergemetzelte alte Kunst nochmals sein schweres Geschütz aufzufahren. Sind ihm die Toten noch nicht tot genug? Und wärs nicht ritterlicher, nun ruhig die Toten ihre Toten begraben zu lassen? Doch dieser Ton ist Geschmackssache, über die wir nicht streiten wollen, und das Tamtamschlagen, Knallen und Lärmen gehört ja wohl zu jeder Revolution, also auch zu der litterarischen. Und gilt es, wie Herr Steiger sagt, die „gedankenlosen Daseinsbummler“ aus ihrem Todesschlafe aufzuwecken, so kanns freilich nicht laut genug knallen, damit die Schlafmützen wirklich munter werden.

So wenig verlockend es aber auch sein mag, sich mit diesem Büchlein näher zu befassen, da sein unbescheidener Ton eine intimere Bekanntschaft mit dem Verfasser nichts weniger als wünschenswert erscheinen läßt, so dünkt es mir doch als Symptom des unser jüngstes Deutschland beherrschenden Geistes so charakteristisch und lehrreich, daß ein kurzer Hinweis darauf wohl gerechtfertigt ist. Und zwar ist es charakteristisch und lehrreich in erster Linie eben um **dieses Tones willen**: Hand in Hand mit dem eignen Selbstbewußtsein, das sich auf jeder Seite prahlerisch zur Schau stellt, ein hochfahrendes Absprechen über alles, was nicht zur Partei zählt; allenthalben ein erschreckender Mangel an Respekt, ja geradezu der Superlativ der Pietätlosigkeit. Vielleicht, daß diese renommistisch einherfahrende, mit Verbalinjurien gespickte Kritik der Gegner und dieses reklamehafte Lobhudeln der Freunde dem einen oder andern urteilslosen Leser imponiren mag — mir erscheint gerade dieser Ton als ein höchst bedenkliches Symptom der neuen Schule, das jedem Urteilsfähigen die ganze innere Schwäche und Unreife ihrer Sache enthüllen muß. Denn der uralte Erfahrungssatz bleibt ewig giltig, daß alle Menschen, denen es um die Sache ernst ist, bescheiden sind, d. h. daß sie sich beugen vor dem Ideal, dem sie nachstreben, und daß sie sich bewußt bleiben, es nie zu erreichen. „Von seiner Aufgabe recht groß, von seinen Leistungen aber desto bescheidener denken, das ist Maxime des tüchtigen Mannes.“ Aber dieses kraftgenialische mit großen Worten um sich werfen, dieses studentische Anrempeln jedes, der so frei ist, andrer Meinung zu sein als sie, und dieses sich gegenseitig als Genies ausschreien — das alles bezeugt ganz gewiß alles andre eher, als jene innere Bescheidenheit und Tüchtigkeit, die allein wirklich Wertvolles und Bleibendes zu schaffen imstande sind. Und es scheint doch auch zum mindesten bedenklich, eine neue litterarische Aera damit einzuleiten, daß man aus allen Kräften bemüht ist, die Litteratursprache zu verrohen.

Doch noch ein andres ist in dem Steigerschen Schriftchen beachtenswert. Bekanntlich ist es nicht leicht, über das theoretisch-praktische Programm der Schule, der ja, wie wir nunmehr wissen, nicht bloß die Zukunft, sondern schon die Gegenwart gehört, ins klare zu kommen. Man ist, hat man den einen ihrer Dichter oder Aesthetiker gelesen, nie sicher, das Richtige getroffen zu haben, da schon der zweite die Sache anders und besser weiß, bis dann der dritte wieder eine andre Theorie zum besten giebt, sodaß wir schließlich über diesem abstrusen Hin- und Herreden gerade so klug wie zuvor sind. Nun steht es allerdings in dem Siegesbulletin des Herrn Steiger mit den ästhetischen Theorien nicht viel besser; wenigstens bekenne ich ehrlich mein Unvermögen, diesen Tiefsinn zu ergründen und dieses „Ei des Kolumbus,“ d. h. diese angebliche völlige Umgestaltung der Aesthetik zu begreifen.

Dagegen ist der Verfasser desto klarer und unzweideutiger in einem andern Punkte: da, wo er die Stellung der neuen Dichtung zum **Christentum** und insbesondre zur **christlichen Moral** erörtert, giebt er uns ein klares, bündiges, greifbares Programm, das für eine rechte Würdigung des „wahrhaft sittlichen deutsch-nationalen Realismus“ immerhin von Belang ist. Mit einer Keckheit, die jeden Widerspruch ausschließt, wird uns (S. 2) versichert, daß das „historisch gegebene orthodoxe Christentum der Kunst in ihrem höchsten und umfassendsten Sinne keine Heimstätte bieten kann.“ Deshalb haben wir auch „nicht durch das Christentum, sondern trotz des Christentums eine christliche Kunst“ (S. 4). Das Christentum ist eben „seinem innersten Kern nach kunstfeindlich, wie ja auch die Bilderstürmer die ganz konsequenten Vertreter des Reformationsgedankens gewesen sind“ (S. 7). In Summa: Kunst und Christentum sind zwei feindliche Elemente wie Feuer und Wasser (S. 8). So versichert uns Herr Steiger mit dem vollsten Brusttone der Ueberzeugung, und wers nicht glaubt, „lebt eben noch im Banne alter Vorurteile und schaut die Welt durch die trüben Brillengläser vergangener Jahrhunderte.“ Mögen diese armen Tröpfe sich „voll Todesangst an die Vergangenheit klammern“ — „die feurige Jugend stürmt vorwärts und schlägt die morschen Götzenbilder in Trümmer, ohne sich darum zu kümmern, ob drüber die ganze Welt zusammenstürze.“ Und das erste dieser zusammenbrechenden Götzenbilder ist natürlich die christliche Moral, diese „größte Lüge, die je existirt hat“ (S. 17), die nun aber, Gottlob, gründlich „bankerott gemacht hat“ (S. 21). Helfen kann uns nur noch die soziale Moral, die uns Ibsen verkündigt hat, der Mann, der „mit der hellen Fackel der Wahrheit das dunkle Elend unsers Lügenlebens erleuchtet, der uns trunkene Schläfer aus dumpfem Rausch aufrüttelt und uns den unwiderleglichen und unerbittlichen Richterspruch der beleidigten Gerechtigkeit ins Ohr schreit“ (S. 26).

Mit einer solchen Welt- und Kunstanschauung sich auseinander setzen zu wollen, wäre wirklich verlorne Liebesmüh, denn Gründe existiren für den nicht, der so leichtherzig und so unbeschwert von allem historischen Wissen die schwierigsten Probleme zu meistern weiß. Auch ist uns um die hier abermals bankerott erklärte christliche Moral nicht bange: sie hat bisher alle ihre vermeintlichen Totengräber überlebt und wird sicher auch durch diesen neuesten Sturmlauf nicht zu schanden werden. Wohl aber wäre es überaus traurig und beschämend zugleich, wenn wir wirklich in diesem trübseligen Programm mehr als das Bekenntnis eines Einzelnen erblicken müßten, und wenn wirklich unser junges Deutschland des Glaubens lebte, daß nach der glorreichen politischen Wiedergeburt unsers Vaterlandes die Wiedergeburt unsrer nationalen Litteratur auf solcher Grundlage sich vollziehen könnte.

W K

Aus Italien

(Die deutsche evangelische Gemeinde in Neapel) hat kürzlich ihren Jahresbericht ausgegeben, der in allen Teilen günstig lautet. Besonders ist zu bemerken, daß ein neues Haus für das deutsche Gemeindehospital erworben ist, nachdem für diesen Zweck von einem Mitgliede der Gemeinde 50000 Lire geschenkt wurden. Die deutsche evangelische Gemeindeschule hatte an Ausgaben etwa 30000 Lire zu verzeichnen. Sie besteht aus einer getrennten Knaben- und Mädchenschule, jede Abteilung in vier Klassen. Die Zahl der Gemeindeglieder hat sich vermehrt, und der Pfarrdistrikt dehnt sich über ein weites Gebiet auch der Umgegend aus. Der größte Vorposten befindet sich bei Salerno, wo bedeutende schweizerische Fabrikanlagen in blühendem Stande vorhanden sind. Die Kaiserin Friedrich, welche Anfang d. J. hier weilte, hat Kirche und Schule mit Gaben bedacht.

T

(Zur Geschichte der Päpste) In Rom hat sich unter Vorsitz des Mons. Tripepi eine „Akademie“ gebildet, welche sich die Aufgabe stellt, die Geschichte der Päpste apologetisch darzustellen. Die erste Versammlung war im Mai und behandelte die Angriffe, welche die protestantische

Geschichtschreibung gegen Gregor I. erhebt. Im September dieses Jahres wird ein Fest zu Ehren dieses Papstes in Rom gefeiert werden, der 590 zum Bischof von Rom erwählt wurde, aber keineswegs ein Pontifex maximus im heutigen Sinne des Wortes war. Wir Protestanten werden stets in gewissem Sinne die Bedeutung dieses Mannes als eines energischen Kirchenleiters anerkennen. Wer aber die zahlreichen Briefe desselben gelesen, weiß, daß dieser „Papst," wie kaum ein andrer, den heidnischen Aberglauben in der römischen Kirche befestigt und gefördert hat. T

(Ein Konflikt) Seit reichlich sechshundert Jahren war die Basilika des St. Nicola in Bari von dem Bischof dieser Stadt unabhängig, und der Kultus des großen Heiligen ward verrichtet von hundert Priestern, die dem „Groß-Prior" von St. Nicola untergeben waren. Dieser Prälat wurde vom König, nicht vom Papste ernannt, so auch vor wenigen Jahren der letzte. Seit zwei Jahren nun hat der neue Bischof von Bari die Herrschaft über den Großprior erstrebt, und diese Sache ward vorigen Monat im Vatikan verhandelt. Der Papst gab dem Bischof recht, will überhaupt von dem königlichen Patronat nichts wissen. Infolgedessen hat der jetzige Großprior sein Amt niedergelegt, und die Regierung sah sich infolgedessen veranlaßt, einen königlichen Kommissar nach Bari zu senden. So viel steht fest, daß die Regierung nicht nachgeben wird. T

(Ein katholischer Missionar) Padre Taveggia in Bengalen bringt eine eigentümliche, aber sicherlich praktische Methode zur Anwendung. Er hat die wichtigsten Abschnitte des Lebens Jesu poetisch in die Landessprache aus den Evangelien übersetzen und durch einen Musiker Melodien dazu komponiren lassen. Diese Lieder werden öffentlich mit Instrumentalbegleitung gesungen, wobei auch Chöre mitwirken. In Haufen versammeln sich die Heiden und hören mit Vergnügen zu. Ein Berichterstatter sagt von dieser Missionsmethode: Delectat et docet. — Auf diese Weise könnte man in Italien am besten das Volk über das Leben Jesu belehren. In den Kirchen hört man darüber wenig oder gar nichts. T

(St. Antonio) ist einer der populärsten Heiligen in ganz Italien, der überall an seinem Ehrentage mit prächtigen Festen gefeiert wird. In Albano bei Rom findet dann eine originelle Prozession statt. Zunächst bemerken wir, daß die Posten der Träger von Fahnen, Standarten, Statuen, Kreuzen an den Meistbietenden verkauft und von manchen fünfzig Lire für solche Ehre gern bezahlt werden. Diese Versteigerung besorgt der Pfarrer, und solche erbauliche Handlung geht in der Kirche vor sich! Die Hauptpersonen bei der Prozession sind kleine Kinder, manche von drei bis vier Jahren. Einige sind als Engel verkleidet und mit Flügeln versehen, andre als Krieger, tragen also blanke Helme, andre gar als Osterlämmer. Um aus den Kindern Tiere zu machen, hängt man ihnen über die bloße Haut ein Lammfell. Ob die Kleinen auf allen Vieren laufen müssen, sagt der Gewährsmann nicht. Die Eltern der Kleinen halten solchen ihren Dienst für eine hohe Ehre, viele der Kinder aber werden, weil sie in brennender Sonne gehen müssen, krank. T

(Die Madonna in Pompeji) erlangt immer größeres Ansehen und macht der Madonna in Lourdes eine wirksame Konkurrenz. Verfasser hat jenes Heiligtum, das sich dicht neben dem Amphitheater von Pompeji befindet, entstehen sehen und die Geschichte desselben verfolgt. Seiner Zeit wird er alles, was er seit zehn Jahren darüber gesammelt hat, veröffentlichen und verweist in dieser Hinsicht auf den, so Gott will, baldigst erscheinenden letzten Teil seiner Schrift: Das Heidentum in der römischen Kirche (Gotha, Perthes). Die Kirche obgenannter Madonna ist bald vollendet, und kürzlich hat der Papst verfügt, daß dies Heiligtum jeder bischöflichen Aufsicht entnommen und speziell unter päpstliche Protektion gestellt sei. Dies Privilegium ist unerhört und seither keinem Madonnenheiligtum gewährt. Die Zahl der Pilger ist enorm; im Mai kamen täglich Tausende zu den Füßen dieser Madonna. Um das Heiligtum ist eine Stadt im Werden begriffen, die sich Pompeji Nuova nennt. T

Verschiedenes

(Der neueste Lutherfund in der Zwickauer Ratsschulbibliothek) Zu den bereits früher geschehenen Lutherfunden in der Zwickauer Ratsschulbibliothek hat sich im Juli d. J. ein neuer gesellt, der nicht nur an sich, sondern auch um der begleitenden Umstände willen von Interesse für weitere Kreise sein dürfte.

Ein wichtiger Bestandteil der Zwickauer Ratsschulbibliothek ist die seiner Zeit von der Stadt angekaufte Bücherei des 1687 gestorbenen Zwickauer Rektors M. Christian Daum. Auch dessen ausgedehnte Korrespondenz ging, soweit hier vorhanden, in den Besitz der Stadt über. Nachdem bereits mancher angefangen hatte, sie zu studiren, aber wegen der kleinen, schwer zu lesenden Handschrift Daums und der Umfänglichkeit der Aufgabe willen hiervon bald wieder abgestanden war, hat der Zwickauer Gymnasialoberlehrer Dr. Richard Beck seit einigen Jahren sich der großen Mühe einer systematischen Durchsicht jener Briefe unterzogen. Eine Frucht seines Studiums war die Auffindung folgender Stelle in einem Briefe Daums (vom 17. Mai 1650) über seine Bibliothek: — — „wie ingleichen ich auch neun Stück habe, die D. Lutheri gewesen, in ipso adhuc Monachatu, darinnen er viel geschrieben, als den Taulerum, Augustini opuscula, Thomam Aquinatem &c."

Diese Briefstelle war für den Unterzeichneten zunächst eine willkommene Bestätigung für die Richtigkeit früherer Funde: der erwähnte Tauler und Thomas von Aquino aus Luthers Besitz und mit Luthers Randbemerkungen waren schon im vorigen Jahre in der Zwickauer Ratsschulbibliothek gefunden worden. Sodann aber bot diese Stelle die Veranlassung, nach Augustins opuscula zu suchen — und sie ohne jegliche Mühe zu finden. Während für gewöhnlich ein Fund in einer Bibliothek durchaus nicht als ein Verdienst des Finders bezeichnet werden kann, muß diese Entdeckung lediglich als das durch langwierige Studien erworbene Verdienst des Herrn Dr. Beck bezeichnet werden. Das Buch, 1489 in Basel gedruckt, war ursprünglich Eigentum des Augustinerkonvents zu Erfurt und ist nach einem ausdrücklichen Vermerk Luthers im Jahre 1509 von ihm selbst benutzt worden. Er war damals auf einige Zeit von Wittenberg nach Erfurt versetzt und wohnte selbstverständlich im Augustinerkloster. Luthers Bemerkungen in diesem Bande führen uns in seine frühesten Augustinstudien.

Nun befinden sich in diesen von Luther geschriebenen Bemerkungen Hinweise auf Augustins Schriften de trinitate und de civitate dei. Der Schluß lag somit nahe, daß Luther auch mit diesen Schriften sich damals müsse beschäftigt haben. Weiter aber war es nicht unmöglich, daß auch diese Werke aus Luthers Besitz sich hier befänden. Nach kurzem Suchen wurden auch sie, in einem Bande vereinigt, gleichfalls 1489 und zwar zu Straßburg gedruckt, sowie mit zahlreichen Randbemerkungen Luthers versehen, gefunden.

Mit diesen beiden Bänden ist ein Schatz an das Tageslicht gezogen, der einen neuen Beweis für die Reichhaltigkeit der Zwickauer Ratsschulbibliothek bildet. Ob noch weitere Bände aus Luthers Besitz — Daum spricht von neun — sich finden werden, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen, da Daums Bibliothek nicht vollständig der Ratsschulbibliothek einverleibt worden ist.

Zwickau, 30. Juli 1890 Buchwald

(Vilmar ein halber Konvertit?) In den „Konvertitenbildern aus dem neunzehnten Jahrhundert" von D. A. Rosenthal erzählt Professor Bickell in dem dritten Teile des ersten Bandes, der Deutschland umfaßt, Seite 357—405 (2. Aufl.; Schaffhausen, 1872) die Geschichte seiner Bekehrung und berichtet Seite 397 und 398 folgendes:

„Zum ehrenden Gedächtnis Vilmars, dieses großen, deutschen Mannes, möchte ich darauf hinweisen, wie nahe er der katholischen Wahrheit stand, und wie begründet die Vermutung ist, er würde, hätte ihn nicht ein vorzeitiger, plötzlicher Tod hinweggerafft, noch die Unhaltbarkeit seines Standpunktes eingesehen und sich der rechtmäßigen Autorität unterworfen haben. Einem berühmten Jesuiten, dem Fürsten Gagarin, erklärte er einst, er sei bereit, das ganze Tridentinische Glaubensbekenntnis anzunehmen, nur könne er nicht in die Verdammung der lutherischen Rechtfertigungslehre einstimmen. Als ihm der Fürst darauf sein Bedauern aussprach, daß er dann also doch ebenso gut außerhalb der Kirche stehe, als wenn er alle ihre Dogmen leugne, da brach Vilmar in Thränen aus und bat ihn um seine Fürbitte, auf daß ihn Gott erleuchten möge, wenn er über diesen Punkt im Irrtum sei. Nach meiner Konversion habe ich mich noch mehrmals mit ihm unterredet, wo er mir stets auf das herzlichste und liebevollste entgegenkam und auch nicht im geringsten durchblicken ließ, daß er nunmehr durch eine innerliche Scheidewand von mir getrennt sei. Er erkannte sogar ausdrücklich die unfehlbare Autorität der katholischen Kirche an; denn nicht nur verglich er den Protestantismus mit dem untheokratischen Reich Israel, wobei er allerdings die Vorsteher der katholischen Kirche für die Schuld der Trennung mit verantwortlich machte, sondern als ich ihm einst auf seine Forderung, die Kirche solle die neue von Luther seinem Zugeständnis gemäß zuerst gemachte Erfahrung betreffs der Rechtfertigung anerkennen, entgegenhielt, daß dann die katholische Kirche erklären müsse, sie habe sich auf dem letzten ökumenischen Konzil geirrt, daß dadurch die einzige Autorität, die ja Unfehlbarkeit beansprucht habe, sich selbst vernichten würde, und die Menschheit jede übernatürliche Garantie für die Intakterhaltung der geoffenbarten Wahrheit verliere, da antwortete er: »So meine ich es nicht, das wäre ja entsetzlich, ich halte die Unfehlbarkeit der Kirche fest; kein Kanon des Tridentinums soll verworfen werden, man soll sie nur richtig interpretiren und in einigen Punkten durch die seit Luther der Kirche zu teil gewordnen neuen Einsichten und Erfahrungen ergänzen.«

Ist vielleicht ein Leser der Christlichen Welt in der Lage, über die hier berichtete Unterredung Vilmars mit dem Jesuiten u. s. w. nähere Mitteilungen zu machen? C M

(Die Friedenskongresse) Am 14. Juli tagte in London der zweite allgemeine Friedenskongreß, an den sich am 18. ein interparlamentarischer Kongreß anschloß. Sehr bereit, die Bestrebungen dieser Kongresse anzuerkennen, die darauf gerichtet sind, ein Zeitalter des Friedens und der Eintracht unter den Völkern heraufzuführen, können wir doch nicht glauben, daß die hier gepflogenen Verhandlungen irgend einen Wert haben, ja wir müssen gerade auch von unserm Standpunkte aus gegen einzelne Aeußerungen Bedenken geltend machen.

Gleich der Hauptvortrag des ersten Tages, „der Einfluß der christlichen und andrer Religionen auf Krieg und Frieden," läßt uns eine klare sittliche Beurteilung des Krieges vermissen. Denn es genügt nicht, das Gebot Christi: „Liebet Eure Feinde" aufzustellen und damit die gegenwärtige Weltlage zu vergleichen. So lange wir nicht im Reiche Gottes leben, wird der Kampf notwendig bleiben, ja er ist sittlich geboten als Notwehr gegen das Böse. Daraus folgt, daß Kriege, in die ein Volk in der Ueberzeugung eintritt, daß es sich dabei um gefährdete sittliche Güter handelt, nicht wider Gottes Gebot sind. Aus der Thatsache, daß solche Kriege noch möglich sind und deshalb vorbereitet werden müssen, zu folgern: „Entweder ist das Christentum ein Mißerfolg, oder die, welche es verbreiten, haben es unrichtig ausgelegt" — das ist

ebenso verkehrt, wie aus der Macht der Sünde auf die Unwirksamkeit der Gnade zu schließen.

Ferner bedauern wir, daß die Kongresse sich auch mit hoher Politik beschäftigt haben. Wenn da das deutsche Reich von einem Amerikaner beschuldigt wird, durch die Vergrößerung seines Heeres Frankreich zur Nachfolge gezwungen zu haben, so verrät dies eine handgreifliche Unkenntnis der geschichtlichen Thatsachen. Wenn es ferner heißt, „große, stehende Heere machten die Regierungen unvorsichtig, da sie sich darauf verließen," und die Bevölkerung unsicher und zu Kriegen geneigt, so trauen wir wenigstens unsrer Regierung solche Frivolität nicht zu, wissen vielmehr, daß ihre und des ganzen Volkes ernstes Streben ist, durch die gewaltige Rüstung den Frieden zu sichern — si vis pacem, para bellum! Wenn endlich gefordert wird, die Nationen sollen eine Kontrolle über die Kriegserklärungen üben können, so ist zu sagen, daß sie diese ja einerseits durch das Geldbewilligungsrecht der Parlamente besitzen, und zweitens, daß wir die Entscheidung über Krieg und Frieden lieber in das Gewissen eines vor Gott verantwortlichen Herrschers als in den Schoß der Parlamente oder gewählter Gerichtshöfe gelegt sehen.

Alle solche Bemerkungen können wir uns nur dadurch erklären, daß auf dem Kongreß neben warmer Liebe zum Reiche Gottes doch auch ein europäische Verhältnisse nicht verstehender und nicht schätzender Amerikanismus und weltbürgerlicher Liberalismus ihr Wesen treiben und die guten Absichten jener sich nutzbar machen. Uns erscheint zur Verwirklichung des von den Friedenskongressen erstrebten Zieles nur ein doppelter Weg zu führen, einmal die weitere Ausbildung der internationalen Schiedsgerichte und des Völkerrechts, die auch auf den Friedenskongressen gefordert ist, und zweitens der engere Zusammenschluß der Völker aus materiellen Gründen zur Beseitigung der sozialen Notstände. Wie der deutsche Zollverein zu Frieden und Einigkeit innerhalb Deutschlands geführt hat, so wird sich vielleicht auch einmal aus internationalen Abmachungen in der Arbeiterschutzgesetzgebung ein Band winden, das die Völker friedlich umschlingt. E F

(Beschränkung der Predigtfreiheit in Baden) Am Buß- und Bettage des vergangnen Jahres rügte Pfarrer Marquart in Neuenweg, einem abgelegnen Orte des Schwarzwaldes, in scharfer Weise die sittliche Verkommenheit, insbesondre die Unsittlichkeit der Gemeinde auf Grund des vorgeschriebnen Bußtagstextes: „Da trat Elia zu allem Volke und sprach: Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten? Ist der Herr Gott, so wandelt ihm nach, ist es aber Baal, so wandelt ihm nach!" (1 Kön. 18, 21.) Elia erhielt einst keine Antwort, Pfarrer Marquart aber erhielt eine solche: der Bürgermeister des Orts fühlte sich getroffen — und er hatte allerdings Grund dazu —, stand auf, gebot dem Prediger zweimal Ruhe und verließ, als dieser ruhig fortfuhr, mit seinem Anhang die Kirche. Infolge dessen erhob der großherzogliche Staatsanwalt Klage gegen den Bürgermeister wegen Störung des öffentlichen Gottesdienstes, und das Landgericht Freiburg verurteilte ihn zu sechs Tagen Gefängnis, gewiß eine milde Strafe. Allein was geschieht? Das Unglaublichste: das Reichsgericht, an das der verurteilte Bürgermeister Berufung einlegt, hebt das Urteil des Freiburger Landgerichts auf, ob aus formalen Gründen oder warum, ist unbekannt, weist das Landgericht Waldshut an, die Sache nochmals zu verhandeln, und dieses spricht den Bürgermeister frei, mit der Begründung, Pfarrer Marquart habe nicht das Recht gehabt, in seiner Predigt die Verhältnisse so zu zeichnen und darzustellen, daß der Bürgermeister oder sonst ein Zuhörer fühlen durfte, er sei gemeint. Die Entrüstung über diesen Urteilsspruch ist bei Geistlichen und Laien, bei Katholiken und Protestanten eine große, die Angelegenheit ist damit zu einer Frage von prinzipieller Bedeutung geworden.

Es ist unmöglich, daß mit diesem Urteil das letzte Wort in dieser Sache gesprochen sein kann, und wir haben das feste Vertrauen zur Oberkirchenbehörde, daß sie mit aller Entschiedenheit sich des Pfarrers Marquart, sowie des durch jenes Urteil gleicherweise schwer getroffenen Predigerstandes annehmen wird. Sp

Nachschrift des Herausgebers. Wir geben diese auch durch die Zeitungen bestätigte Nachricht wieder, weil uns das Erkenntnis des Waldshuter Landgerichts in der That als ein unerhörter Eingriff in das innere kirchliche Leben erscheint. Das Erkenntnis ist uns aber auch unverständlich. Glaubte der Bürgermeister, daß der Pfarrer in seiner Predigt zu weit gegangen sei, so hatte er sich entweder bei der Oberkirchenbehörde zu beschweren oder bei Gericht klagend vorzugehen. Nun und nimmer hatte er das Recht, den Gottesdienst zu unterbrechen und dadurch die Andacht der andern Kirchenbesucher zu stören. Dies bleibt unter allen Umständen strafbar. Man mache sich doch nur klar, was es für Folgen nach sich ziehen würde, wenn man jedem, der sich durch sittliche Ermahnungen von der Kanzel getroffen fühlt, wie es in dem Erkenntnis heißt, das Recht der Notwehr zugestehen wollte. Wir hoffen, daß das Reichsgericht auch dieses Urteil nicht bestehen lassen wird. D H

(Ueber das Ulmer Münsterfest) hat in Nr. 31 ein württembergischer Freund dieses Blattes berichtet. Wenn er dabei dem Feste den evangelisch-kirchlichen Charakter absprach, den es hätte haben müssen, so hat er damit einer Stimmung Ausdruck gegeben, die, wie mich ein Artikel in Nr. 102 der Deutschen Reichspost („von einem alten Ulmer") lehrt, auch sonst im evangelischen Württemberg anzutreffen ist. Der Widerspruch aber, den seine Darstellung aus dem Kreise der Münstergeistlichkeit selbst gefunden hat, veranlaßt mich vor allen Dingen zu der Erklärung, daß ich meinerseits angenommen habe und daß unser Gewährsmann gewußt hat: die Münstergeistlichkeit habe ihre Schuldigkeit durchaus gethan. Diese Erklärung möge für heute genügen. Es scheint allerdings, daß der Schreiber jenes Berichts den Thatsachen nicht vollkommen gerecht geworden ist. Darüber müssen wir uns für die nächste Nummer weitere Mitteilungen vorbehalten. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Ein cand. theol., dem zahlreiche Empfehlungen besonders von Professoren zur Seite stehen, **sucht** Stellung womöglich bei einem Mitgliede des Evangelischen Bundes. Offerten unter **H Nr. 1** an Buchhändler **Braun**, Leipzig, Lindenstraße 1.

Eine gebildete englische Familie sucht für einen jungen Mann von 20 Jahren eine gebildete deutsche Familie, die in einer Stadt wohnt. Man würde dagegen einen jungen Mann, welcher das Englische zu erlernen wünscht, in **Tausch** nehmen. Für nähere Auskunft wende man sich gefl. an Herrn **Grin**, Pfarrer in **Suchy**, Kanton Waadt (Schweiz).

Havana-Cigaretten

mit Tabakdeckblatt, in Façon einer kleinen schlanken Cigarre, von feiner Qualität.

Ich empfehle zwei Sorten, zu 37 und 42 Mk. per Mille, und versende hiervon 40 Stück als Muster franko für 2 Mk.

Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven.

Referenz: Untenverzeichnete Verlagsfirma Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Generalversammlung des Evangelischen Bundes in Stuttgart.

1. **Oeffentliche Versammlung am 24. September vormittags:** Eröffnungsrede. — Etwaige Begrüßungen von außerhalb des Bundes. — Vortrag: „Die Bedeutung der Reformation für die soziale Frage."
2. **Geschlossene Mitgliederversammlung am 24. September nachmittags:** Vorstandswahlen. — Vortrag: „Entwicklung und Pflege des evangelischen Gemeindelebens," mit daran sich schließender Verhandlung.
3. **Oeffentliche Versammlung am 25. September vormittags:** Generalbericht. — Resolutionen. — Vortrag: „Was hat das evangelische Schwaben dem Gesamt-Protestantismus zu bieten und was von ihm zu empfangen?"

Das vollständige Programm werden wir demnächst ausgeben.

Das Stuttgarter Ortskomitee hat bereits die nötigen Ausschüsse gebildet. An der Spitze des Wohnungskomitees steht, wie wir vorläufig bekannt geben wollen, Herr Kaufmann Otto Mayer.

Der Bundesvorstand.

Preisausschreiben

Vom Verein für Massenverbreitung guter Schriften in Weimar unter dem besondern Allerhöchsten Schutze Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Sachsen-Weimar ergeht hiermit ein Preisausschreiben an alle Berufenen deutscher Zunge für das beste bisher noch nicht veröffentlichte Werk aus dem Gebiete der erzählenden Litteratur (Roman oder Novelle, bezw. Erzählung).

Dem gemeinnützigen Zwecke des Vereins gemäß (vgl. die Vereinssatzungen, welche unentgeltlich von der Geschäftsstelle des Vereins zu Weimar, Herderplatz 9 II bezogen werden können) soll dieses Werk, und zwar im Sinne eines guten, ebensowohl sittlich gesunden, wie künstlerisch befriedigenden, dabei spannenden Lesestoffes, zur Massenverbreitung unter das deutsche Volk, insonderheit die ärmeren Schichten der Bevölkerung sich hervorragend eignen. Es würde sonach Klarheit in der Anlage, Anschaulichkeit in der Zeichnung der Charaktere und Begebenheiten unumgängliche Vorbedingung zur Preiserteilung sein.

Der Preis wurde laut Beschluß der Hauptvorstandssitzung vom 29. Juni l. Js. auf

1000 Mark

festgesetzt, und erwirbt sich der Verein durch Zuerkennung desselben das ausschließliche Recht der Veröffentlichung. Dabei behält er sich vor, nächstwürdige aber nicht mit dem Preis bedachte Werke dieses Wettbewerbs gleichfalls zu seinen Zwecken heranzuziehen und mit den Verfassern dieser wegen später in Unterhandlung zu treten.

Als Preisgericht waltet der geschäftsführende Ausschuß obengenannten Vereines. Uebersetzungen sind ausgeschlossen. Hinsichtlich der Größe der einzusendenden Schriftstücke muß ein Mindest-Umfang von 10 Druckbogen verlangt werden. Auch sollen die zur engeren Wahl kommenden Werke frei von entbehrlichen Fremdwörtern sein. Leserliche Handschriften werden bedungen.

Der Name des Verfassers darf aus der Sendung nicht ersichtlich werden, vielmehr ist das Manuskript mit einem Merkwort zu versehen und dieses gleichzeitig auch auf einen wohlverschlossenen Umschlag zu setzen, welcher den Namen nebst genauer Adresse des Verfassers enthalten muß.

Gefällige Zusendungen wolle man bis längstens 31. Dezember d. Js. (einschließlich) bewerkstelligen.

Weimar, den 15. Juli 1890.

Verein für Massenverbreitung guter Schriften.

gez.: Bachmann
Landgerichtsrat, Vorsitzender.

gez.: Dr. Arthur Seidl
Generalsekretär.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig